This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

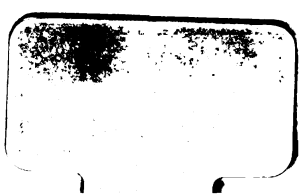
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Fiedler Addc. III B. 54



Briefe

über

Gutzkow's Ritter vom Geiste.

Briefe

über

Gutzkow's Ritter vom Geiste.

Von

Alexander Jung.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF OXFORD
LIBRARY

Kommt auf des Meeres öden Wogen
Dem Schiffer, aus der Ferne her,
Ein Heimathsegler her gezogen,
Ein Landsmann auf dem fremden Meer,
Mit gleicher Flagge, gleicher Weise
Der Muttersprache, fühlen Beide
Der gleichen Heimath gleiche Freude,
Glückwunsch sich rufend laut zur Reise:
Fahr' wohl! Und mögen wir bestehn
Den Sturm, daheim uns wiedersehn!

Alexander Jung.

Vergleiche: «Die Ritter vom Geiste», Dritte Auflage, VIII, 132.

I.

Welche Freude gewährt es mir, hochverehrteſter Freund, Ihnen endlich ſchreiben zu dürfen, daß ich Gutzkow's «Ritter vom Geiſte» nun auch geleſen, genoſſen, vielfach erwogen und durchdacht habe! Sie ſind mir in dem Allen längſt zuvorgekommen. Sie haben mir faſt einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich bei meinem Intereſſe für Gutzkow die Lectüre ſo lange unterlaſſen konnte. Ich ſage: faſt, denn Sie wiſſen, es gereicht mir Manches zur Entſchuldigung. Als die erſte Ankündigung jenes Romans erſchien, wie ſchnell theilte ich es Ihnen mit, wie war ich darauf geſpannt, mit dem Ganzen vertraut zu werden. Ich verſchlang die erſten Capitel, welche bekanntlich zuerſt im Feuilleton der «Deutſchen Allgemeinen Zeitung» erſchienen. Dieſes Blatt kam mir ſpäter nicht regelmäßig zu Geſicht. Ich bedauerte das in Betreff des Romans nicht zu ſehr, denn der Anfang der «Ritter» hatte mich bereits ſo gewaltig erfaßt, daß ich jede Unterbrechung wie eine Entweihung

I.

Welche Freude gewährt es mir, hochverehrteſter Freund, Ihnen endlich ſchreiben zu dürfen, daß ich Gutzkow's «Ritter vom Geiſte» nun auch geleſen, genoſſen, vielfach erwogen und durchdacht habe! Sie ſind mir in dem Allen längſt zuvorgekommen. Sie haben mir faſt einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich bei meinem Intereſſe für Gutzkow die Lectüre ſo lange unterlaſſen konnte. Ich ſage: faſt, denn Sie wiſſen, es gereicht mir Manches zur Entſchuldigung. Als die erſte Ankündigung jenes Romans erſchien, wie ſchnell theilte ich es Ihnen mit, wie war ich darauf geſpannt, mit dem Ganzen vertraut zu werden. Ich verſchlang die erſten Capitel, welche bekanntlich zuerſt im Feuilleton der «Deutſchen Allgemeinen Zeitung» erſchienen. Dieſes Blatt kam mir ſpäter nicht regelmäßig zu Geſicht. Ich bedauerte das in Betreff des Romans nicht zu ſehr, denn der Anfang der «Ritter» hatte mich bereits ſo gewaltig erfaßt, daß ich jede Unterbrechung wie eine Entweihung

fühlte, daß ich darnach trachtete, das Ganze in einem Ruck in mich aufzunehmen. Aber auch im Nächsten waltete manch' ungünstiger Zufall. Als das Werk im Buchhandel war, kam es mir leihweise in die Hand. Mit gesteigerter Erwartung begann ich zu lesen, mich zu vertiefen, mußte aber den Roman seinem Besitzer auf einige Zeit wieder zurückstellen. Als das Dichtergebilde mir wieder zu Gebote stand, schoben sich Arbeiten, schoben sich ungünstige Stimmungen zwischen Wollen und Vollbringen. Man sollte von dergleichen nicht abhängig sein, aber man ist es dennoch. Auch gebietet hier, meines Erachtens, ein Gesetz der Aesthetik. Der Schaffende wie der Aufnehmende, Beide sollten stets über reine Stimmungen wachen, um nicht das, was nur Gewölk des eigenen Seelenlebens ist, auf das Object übergehen zu lassen. Daß das alles aber so und nicht anders gekommen ist, will ich mir sogleich zum Vortheil auslegen. Es ist seit dem ersten Erscheinen der «Ritter» schon wieder ein ganz anderer Zeitgeist in's Leben getreten. Der Dichter hat ihn in seinem Werke auf's Deutlichste und Feinste verspürt, hat ihm in Rede und Gegenrede bereits vollauf Gestalt geliehen. Auch hat sich die Kritik über Gutzkow's Leistung von den verschiedensten Seiten her ausgesprochen. Obgleich ich Späterer nun am wenig-

sten bei dem hier zu verweilen gedenke, was die bloße Zeit oder die bisherige Kritik betrifft, so wird Beides mir darin doch zu Statten kommen, daß ich schon abzumessen vermag, wie viel etwa die Zeit unserm Romane anhaben kann, und ob die Kritik das überall schon genugsam gewürdigt hat, was der eigentliche Charakter der «Ritter» ist, wodurch sie für alle Zeit Werth und Bedeutung erhalten.

Indem ich nun in einer Reihe von Briefen meine Ansichten über Gutzkow's «Ritter vom Geiste», Ihrem Wunsche gemäß, Ihnen mittheile, werde ich mir erlauben von all' den Freiheiten Gebrauch zu machen, welche man der Briefform zuzugestehen pflegt. Ich werde keine systematische Ordnung befolgen, dennoch in einer aus dem Romane selbst sich ergebenden Weise verfahren. Ich werde weder erschöpfen noch mich zu sehr beschränken, weder kalter Referent noch mäkelsüchtiger Recensent sein. Ich weiß nun einmal keinen kalten Bewunderer der Schönheit abzugeben. Unsere heutige Kritik, beiläufig gesagt, leidet nicht selten daran, daß sie sich auf die Seelenbeschaffenheit eines Werkes gar nicht einläßt, daß sie nur den Leib der Seele zergliedert, höchstens in der Relation den Knochenbau des frühern Lebens nothdürftig wieder aufsädelt. Die Kälte, die Schärfe und selbst die Sauber-

keit des bloßen Anatomen können aber den Geist und die Schönheit nicht wieder heraufbringen, am wenigsten daß sie für beide erglühen werden. Und doch sollte die echte Kritik das Werk eines Genius noch einmal schaffen, das Ganze und Einzelne mit Liebe durchdringen, ohne es zu tödten. So möchte ich in meinem Unternehmen also verfahren, daß ich zunächst einige Gesichtspunkte in Erwähnung bringe, die für «Die Ritter vom Geiste» von höchster Wichtigkeit sind; daß ich im Weitern Ihnen sage, ob und in welcher Art die einzelnen Maße, Verhältnisse, Gestalten, Gruppen sich mir in der Gesammtschau als Kunstwerk herausgestellt haben; um dann mit Ihnen das Innere des Baues zu durchwandern, die Vorgänge zu verstehen, die Charaktere zu ergründen, mit ihnen zu verkehren, und mit demjenigen zu schließen, was die eigentliche Ausbeute ist, die vielleicht Leben und zwar neues Leben wecken wird für die Zukunft. Ich werde dabei nicht verschweigen, wo ich von den Lebensansichten, den Unternehmungen, den Mitteln, die Menschheit vorwärts zu bringen, von den «Rittern» etwa abweiche. Wo ich ihnen aber beitrete — und das dürfte in den meisten Fällen geschehen —, wo ich das Feuer eigener Begeisterung an der Flamme des herrlichen Dichters noch stärker entzündet fühle, da

müſſen Sie, Verehrteſter, der Sie wahrhaftig auch kein Phlegmatiker ſind, meiner Glut und Phantaſie ſchon etwas vergeben, und überhaupt meinen Gedanken und Ausdrucksweiſen freien Spielraum geſtatten.

Man hat Grund anzunehmen, daß nicht ſelten die ganz beſtimmte Zeit, in der man die Bekanntſchaft mit einem ausgezeichneten Menſchen, einem trefflichen Buche macht, eine Bekanntſchaft, die vielleicht ſogar Freundſchaft wird, einer höhern Nothwendigkeit unterliegt, wie mit dem, was vorausgeht, in einem ſtetigen Zuſammenhange ſich befindet. Es gibt in der That eine präſtabilirte Harmonie unter den Geiſtern, von der ſich die Philiſter nichts träumen laſſen. Eben war ich mit einer Unterſuchung beſchäftigt (aus der ſogar ein Buch entſtehen ſollte, und auch wol entſtehen wird): wie eine ganz neue Reform der menſchlichen Geſellſchaft zu bewerkſtelligen ſei. Ich fragte mich, ob nicht zu Gunſten des vollendeten Staats und der vollendeten Kirche eine Durchfahrt zu entdecken wäre zwiſchen dem, was man bis dahin ausſchließlich Staat und was man bis dahin ausſchließlich Kirche genannt. Ob man denn immer ſtreiten und ſogar kriegen werde über politiſche und kirchliche Verfaſſungsfragen, wobei jedes Volks- und

Gemeindeweſen ſein Beſtehen allein für das beſte erklärt, und dennoch der Menſchenfreund bei jedem Schritte Bildung und Wohl der Menſchen gefährdet ſieht. Und ich mußte jene Frage mir allerdings mit Ja beantworten. Es gibt nicht bloß eine Durchfahrt zwiſchen dem Staat und der Kirche, eine Entdeckungsreiſe, die aus jenen Sphären alles das mitnimmt, was ſie in der Reihe der Jahrhunderte des Reifen, Herrlichen gezeitigt haben, es gibt auch eine dritte Sphäre, die mehr beſagt als jene beiden, indem ſie beide in ihrer Vollendung darſtellt, eine Sphäre, die ſchon jetzt ihr Lichtfluidum auf die Erde erſtreckt, deſſen Mittelpunkte wir aber näher rücken ſollen, auf daß alles Irdiſche davon verklärt werde. Dieſes Centrum zu erreichen, iſt die Aufgabe des Staats und der Kirche ſelbſt. Schon in der früheſten Zeit war dem Menſchengeſchlechte der Zug nach jener Sphäre tief eingeprägt. Die früheſte Verfaſſung aber wird auch wieder die letzte ſein. Freilich wird ſich jene zu dieſer verhalten wie der Keim zur Frucht. Die Urtheokratie, nachdem der noch unſcheinbare Keim längſt geſprengt worden iſt, wird ſich zu einer Wunderblüte und Fruchtfülle entfalten, welche die reifgewordene Theokratie nicht im Sinne der Juden, ſondern aller Menſchen in der Einheit mit Gott ſein

wird. Gründet nur erst — oder vielmehr gegründet ist es längst —, bauet nur erst das Reich Gottes auf Erden aus, und ihr habt die wichtigste, die heilbringendste aller socialen, staatlichen wie kirchlichen Aufgaben gelöst! Die Forderung, daß der Staat in die Kirche aufgehen solle, ist uns aus den Zeiten der Hierarchie längst bekannt. Man hat neuerdings auch gefordert, die Kirche solle in den Staat aufgehen. Beides ist gleich einseitig und ohnmächtig. Gründet das Reich Gottes, und ihr habt Beides in Einem, ihr habt den Culturstaat und habt die triumphirende Kirche, und habt dennoch mehr als jedes von beiden in seiner besondern Gestalt!

Auf dieser Höhe und in dieser Sonnennähe müßte bei ihren Anlagen, die menschliche Gesellschaft längst angekommen sein. Welche Schätze der Bildung sind von ihr erarbeitet worden, die bis dahin noch keiner Gesammtheit bleibend zu Gute gereichen! Welches Licht hat das Christenthum längst angezündet, und hat Gott vor allem als den Geist offenbart, seinen Geist bis an's Ende der Welt, und drüber hinaus, den Seinigen verheißen, und hat bereits selbst ein Ritterthum des Geistes gewollt, gegründet, welches freilich bald genug in eines des bloßen Ahnenthums, des Herkommens, der Geburt, der Waffe oder

gar der rohen Gewalt und Intoleranz sich verwandelt hat. Es ist nicht wahr, was die Faulen, die Stumpfen und die Boshaften behaupten, daß die Menschheit auf jene Höhe eines Gottesreiches schon auf Erden gar nicht zu gelangen vermöge, daß sie sich wenigstens nie darauf werde erhalten können. Die Menschheit hat sich nur verspätet, und diese Verspätung ist entstanden durch den unglaublichen Leichtsinn, mit dem der vorhandene Gottesschatz ist verwaltet worden. Dieser Schatz aber enthält nicht bloß den Plan, er ist in seinem Inhalte schon das Gottesreich auf Erden.

Diese und eine Menge anderer Gedanken beschäftigten mich im Innersten, als mir Gutzkow's Roman: «Die Ritter vom Geiste» zuging. Je weiter ich nun in dem Ganzen vordrang, desto mehr erstaunte ich über dieses Zusammentreffen mit dem, was mir die Seele bewegte. Ich fand, daß gerade der weitere Fortbau des Gottesreiches, freilich in einer ganz andern Art wie bisher, nach ganz andern Bauregeln, in einer rüstigern Weise, in einem großartigern Zusammenhange, die eigentliche Grundökonomie des Werkes sei. Ich fand, daß gerade da die Lebensnerven des Werkes lägen, wo so viele Kritiker und andere Leser nur todtes Maschinenwesen gesehen hatten, oder einiges Brausen und Knattern gehört, was

der Meister des Baues selbst hervorbringe um einiger Ostentation willen. Ein gewisses Klappern war der Dichter — fast zu großmüthig — geneigt, gegen meine Ueberzeugung, zuzugeben.*) Gerade aber den Herzpunkt seines kolossalen Werkes hatten so Viele völlig außer Acht gelassen, gerade den Bund der Ritter, und alles das was sich darin von Mysterien des tiefsten Inhalts entdecken läßt. Gerade dieses hatten gewisse, überkluge Leute wieder für eine bloße Mystification genommen, für ein Hokus Pokus, das der Dichter zum Besten gebe, um zum Besten zu haben, oder für Nichts und wider Nichts Spannung hervorzubringen. Hat doch dasselbe auch «Wilhelm Meister» erfahren, so wenig haben sich in diesem Betrachte die Zeiten geändert!

Möge die gerecht verfahrende Kritik später ausfallen, wie sie wolle, schon das muß für einen Dichter in hohem Grade einnehmen, daß er noch den Muth hat, an Rettung und Fortschritt zu glauben; daß er in einem Zeitalter des Materialismus, welches fast nur noch an Maschine und Dampf glaubt, an die Macht des Stärkern und der militärischen Waffe, den Geist für den wahrhaften Triumphator erklärt, und ein Ritterthum verkündet, welches in diesem

*) Vergl. Vorwort zur dritten Auflage, S. XIX.

Geiſte ſeinen Adel, ſeine Stärke, ſeinen unwiderſtehlichen Sieg erkennt. Um aber im Verſtändniß wie in der Beurtheilung einem ſolchen Werke gerecht zu werden, dürfen wir nicht nach beliebter Sitte die beiden Vorreden zu dem Ganzen übergehen. Es finden ſich in ihnen Andeutungen, Erörterungen vor, die für den nachfolgenden Roman ein- für allemal entſcheidend ſind. Suchen wir uns über dieſe Punkte mit aller Vorſicht zu verſtändigen, und wir haben unſerer ſpätern Auffaſſung und Beurtheilung um ein Beträchtliches vorgearbeitet.

Der Dichter bezeichnet, überraſchend genug, den Roman des 19. Jahrhunderts als den „des Nebeneinander". Es war vorauszuſehen, daß dieſer Ausſpruch arge Misverſtändniſſe, heftigen Streit veranlaſſen würde. Der Ausſpruch iſt ſehr treffend, aber der Leſer iſt oft ſehr unfähig im Verſtehen. Ich ſehe von allem andern ab, und ſage Ihnen nur, wie ich jene Bezeichnung mir gedeutet habe. Ich erkenne, daß Gutzkow mit dem Romane „des Nebeneinander" da wieder anknüpft und weiter führt, wo Goethe aufgehört hatte. Das Nebeneinander iſt zunächſt der Begriff des Raumes, das Nacheinander iſt der der Zeit. Die Natur als Geſammtheit der Körperwelt exiſtirt vorzugsweiſe im Raume, die Geſchichte als

Complex von Ereigniſſen, Begebenheiten vollbringt ſich ganz beſonders in der Zeit. Freilich läßt ſich das nicht ſo abgrenzen. Auch die Natur bedarf der Zeit, denn auch auf ihrem Gebiete gibt es ein Geſchehen; aber auch die Geſchichte bedarf des Raumes, denn es gibt für ihre Ereigniſſe einen Schauplatz.

Wir Menſchen alle fangen auf Erden mit dem Nebeneinander an, denn wir beginnen mit der Natur. Dieſen noch glücklichen Naturaliſten, den Kindern, iſt alles nah und nachbarlich, denn ſie kennen noch keine Ferne. Das Kind greift nach den Schmetterlingen, nach den Wolken, und will mit ſeinen Händchen die Sterne wie Blumen pflücken. Das Kind nimmt jeden Menſchen wie ein Mitglied ſeiner Familie, und ſpürt darin den Zuſammenhang der großen Menſchheit-Familie. Es iſt ihm alles und jedes in die traulichſte Nähe gerückt, und die ganze Körperwelt, mit all' ihren Bewohnern, ſchaut das Kind in demſelben holden Nebeneinander, wie die Kartenhäuschen, die es ſich gebaut hat. Sogar die Tage und die Jahre der Geſchichte ahnt es noch nicht in ihrem ganzen Nacheinander. Aber — mit den zunehmenden Kenntniſſen wird das anders. Die Natur erweitert ſich uns ſtets mehr als ein Ungeheures, deſſen Fernen völlig zu durchmeſſen wir gar nicht gewachſen ſind. Das wäre

indeſſen noch zu ertragen, denn wir ſind zunächſt auf den Planeten angewieſen, den wir bewohnen. Aber die Geſchichte nimmt uns in Anſpruch. Sie reißt uns in die Weiten ihres furchtbaren Nacheinander, furchtbar, weil wir nie wiſſen können, was Alles noch kommt, kaum wiſſen, was Alles ſchon geweſen iſt. Da muß ſich wol der Menſch helfen, wie er eben kann. Er macht Geſchichte für ſeinen Gemüthsbedarf, er erdenkt ſich Geſchichten, in denen er die Weltgeſchichte zwar copirt, nämlich nach allgemeinen Geſetzen, aber im Uebrigen ſo verfährt, wie er meint, Andere und ſich für die Entbehrungen und Schläge des Schickſals ſchadlos halten zu können. Kurz, er macht Geſchichten, die man Romane, Dichtungen überhaupt, nennt, die uns jedoch in ein Phantaſieland verlocken, welches uns nicht wenig ergötzt, von dem wir aber ausſagen müſſen, daß es uns oft ſchlaff macht, daß es den Stürmen des Lebens kein Bollwerk iſt, uns am wenigſten in den Stand ſetzt, Herren unſeres Schickſals zu werden. Dieſe erdichteten Geſchichten reißen die Klüfte des Dieſſeits und Jenſeits, der Hölle und des Himmels, die Klüfte des Nacheinander noch viel weiter auf, als die wirkliche Geſchichte, denn dieſe hat es wenigſtens mit den Geſetzen der Periodicität und der Wirklichkeit zu thun, jene huldigen in

ihrer eigentlichen Erfindung nicht selten der Willkür, oder doch wenigstens der Phantasie, und wollen uns mit Verbindungen abfinden, die uns nichts helfen, weil sie im Gebiete vielleicht des ewig Unmöglichen liegen.

So kehrt der tiefere Mensch am ersten aus aller Unruhe der Geschichte zur Natur wieder zurück, der Dichter zumal. Wie er aber jetzt zur Natur kommt, nun er sich mit allen Schätzen der Erfahrung und Bildung erfüllt hat, verhält er sich anders zu ihr wie früher. Der Dichter vor allen bedarf der Natur, um nicht tastend, sondern sicher zu schaffen. Denn wer bildet sicherer als die Natur? Der Dichter jedoch wird ihr Nebeneinander nicht stets bis in die Unendlichkeit verfolgen — denn der Dichter soll gestalten — aber er wird es sich zum Muster gereichen lassen. Wie der wahre Dichter das Nacheinander der Geschichte schon mitbringt, so wird er die Natur durch die Geschichte, und besonders durch die Gedanken, die ihn treiben, verklären, er wird aus dem Nacheinander der Geschichte und dem Nebeneinander der Natur eine Ineinsbildung beider gewinnen, welche immer erst der Ausdruck des echten Kunstwerkes ist. Die größten Poeten aller Jahrhunderte haben in ihren Meisterwerken eine solche Aussöhnung zwischen Geschichte und

OXFORD

Natur zu Stande gebracht, und dadurch Raum und Zeit über sich selbst hinaus zum Ausdrucke dessen erhoben, was ewig ist. Was aber ist es doch, das dem Romane des 19. Jahrhunderts, und in unserm Falle den «Rittern vom Geiste» noch ganz besonders den Charakter des Nebeneinander ertheilt? Vermögen wir diese Frage mit Glück zu beantworten, so haben wir damit zugleich Einsicht erhalten, wie sich hinfort das Reich Gottes auf Erden weiter ausbreiten werde; aber wir haben dann auch den Standpunkt erreicht, um über den Gesammtbau unseres Romans ein Urtheil abgeben zu können.

II.

Ich eile um so mehr, Verehrtester, meine zuletzt angeregte Frage zu beantworten, als Sie mir schreiben, daß Ihnen unsers Dichters Behauptung, der Roman des 19. Jahrhunderts sei der „des Nebeneinander", viel zu schaffen gemacht habe, und daß Sie am wenigsten einsehen, wie solches Prädicat den Romanen der frühern Zeit fehlen solle. Was die Forderung des Nebeneinander betrifft, so hat sicher das Herz bei Gutzkow den vorwaltenden Antheil daran. Nicht bloß der Verstand, der in Gutzkow ein so scharfer, mit eigenthümlichster Ironie (man vergleiche nur seine «Oeffentlichen Charaktere») alle bloße Halbheit ätzender und zersetzender ist, das Herz vor allem ist das Leben Treibende, Schaffende in den «Rittern vom Geiste», sodaß sogar die Schärfe unsers Dichters gegen gewisse Zeitrichtungen aus den Betheiligungen eines liebevollen, Alles umfassenden Gemüths bei ihm hervorgeht. Das Herz im Menschen überhaupt ist ja

hegender, pflegender Natur, während der Verstand sich schon in der Auflösung genügt; das Herz fühlt ein Bangen darnach, daß Alles in seine Nähe gerückt werde, daß wo möglich nichts irgendwie Eigengeartetes der Menschheit verloren gehe, während der Verstand auf's Schnellste die Krisis beeilt, und an ihr schon seine äußerste Grenze erreicht. Der Ausdruck, mit dem wir unsern Nebenmenschen unsern „Nächsten". nennen, ist im höchsten Grade prägnant. Das alte Testament drückt in seiner patriarchalischen Unübertrefflichkeit das ursprünglichste Nebeneinander dadurch aus, daß es sagt, Gott habe das Weib dem Adam aus der Rippe geschaffen, und dasselbe Nebeneinander für das kommende Gottesreich finden wir in herrlicher Weise in den Worten Christi: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast." Man müßte sich wenig auf dies wunderbare Saitenspiel des menschlichen Herzens verstehen, welches jeder Lufthauch zu erregen vermag, wie viel mehr nicht die gewaltigen Stürme des Lebens, der Geschichte bewegen werden, um nichts von jener Wehmuth zu kennen, welche das ewige Scheiden und Kommen der Existenz in uns erweckt, von jener Sehnsucht, welche durch die

Räume der Natur, durch die Zeiten der Geſchichte ruft. Daher das Ungenügende an aller Getrenntheit, an allem Nach- und Außereinander. Ich habe oft das menſchliche Herz auch in dieſer Beziehung belauſcht, und was ich beobachtete, hat mir Licht gegeben, auch für den Roman des Nebeneinander. An den Tiſchen der Großen und Reichen fühlte ich oft ein brennendes Verlangen, in der Hütte des Elends zu ſein, an dem Mahle der Armen Theil zu haben. In Paris und in Rom würde ich London und Petersburg vermiſſen; im Urwalde und in den Prairien Amerikas, den zartern Baumſchlag Europas, die traulichern Eichen- und Fichtenwälder, den Wieswachs Deutſchlands; am Südpol den Nordpol. Hat euch im Genuſſe eurer reichlichen Comforts, im Behagen eurer geiſtreichen Geſpräche nie das Herz Eintrag gethan, wenn ihr an demſelben Abende den Verurtheilten im Kerker wußtet, der morgen zum Tode geführt wird? Und mußtet ihr nicht für heute euer Vorhaben laſſen, um einſam im Geiſte wie jener Unglückliche mit Gedanken und mit dem Sterben zu ringen, da auch er, der Verbrecher, euer Nächſter doch iſt? Gewiß, Palaſt und Strohdach, Lebensluſt und Jammer, Luxus und Noth, Salon und Schaffot bilden auch ein Nebeneinander, welches das Herz ſich nicht nehmen läßt.

Das Herz des tiefern Menschen fühlt in der Unruhe des Lebens ein Ungenüge, welches keine moralische Ungenügsamkeit ist; es will in dem Nach- und Außereinander Alles nebeneinander und beisammen haben, in der Bewegung will es die Ruhe, und findet beide zuletzt nur in Gott, der vorzugsweise der Geist ist, und in künstlerischen Darstellungen, welche annäherungsweise das göttliche Leben mitten im Processe des menschlichen abbilden. Daher sagt Gutzkow so bedeutsam in der ersten Vorrede zu den «Rittern»: „Das, was der Dichter schildern will, ist oft nur das, was zwischen zwei seiner Schilderungen als ein Drittes, nur dem Hörer Fühlbares, in Gott Ruhendes, in der Mitte liegt." Man könnte als Erklärung hinzufügen: „Wo zwei in meinem (in Gottes) Namen versammelt, d. h. nebeneinander sind, da bin ich als der Dritte mitten unter ihnen." Drei, von denen Gott der Dritte ist, machen auch schon für das Ritterthum des Geistes ein Collegium (das dreiblätterige Kleeblatt), bilden schon die Gemeinde, die freilich Alle bilden sollen und einst auch werden.

Ich könnte Ihnen, verehrtester Freund, für das Gesagte, in Sachen des Alles und Jedes hegenden Herzens, aus unserm Romane die ergreifendsten Stellen anführen. Ich will nur auf Luise Eisold, dieses Weib

aus dem wärmſten, reinſten Vollblute des Volks, hindeuten, wie ſie Hackerten umwaltet, ihm, der halb Auswürfling der Geſellſchaft und Verbrecher, halb gebildet, ſich ſelbſt genug und Philoſoph der Straße und der Spelunke iſt, auf Wegen und Stegen nachgeht, um ihn bangt und für ihn zittert, für ihn, der bei aller Selbſthülfe gebrechlich, und mit einem Uebel behaftet iſt, welches überall einen Abgrund vor ihm eröffnet. Solches Mitleid mit dem Unglück, mit dem Leid iſt ein echter Zug aus dem Volke. — Oder ich will auf Oleander hinweiſen, dieſen vorzugsweiſen Dichter im Gedichte des Romans, der mit dem Wohllaute ſeines Herzens und ſeiner Harfe Aller Schickſale begleitet, wie ſein eigenes hegt, der Todten gedenkt wie der Lebenden, und Hüben und Drüben, alle Freuden und Leiden des Dieſſeits mit ſeinen Tönen ausgleicht, und das Getrennteſte und Widerſpenſtigſte zu einem wohlthuenden Nebeneinander bringt.

Aber keineswegs bloß aus der Natur des eigenen Herzens kommt dem Verfaſſer der «Ritter» der Roman des Nebeneinander. Er wird ihm auch von der Geſchichte, und wie dieſe mit verſchärfter Intelligenz ſich auch wieder der Natur zuwendet, ſelbſt von dieſer als eine Nothwendigkeit geboten. Die großen Revolutionen der Neuzeit, deren entſcheidenſte uns an die

Grenze beider Jahrhunderte führt, wie ſchütteln ſie die Menſchen, die Stände durcheinander! Da bleibt nichts auf dem alten Fleck, da wird eine ganz neue Ordnung der Dinge, der Verhältniſſe angebahnt, da hilft kein Sträuben, auch das der Waffen nicht. Die erſte franzöſiſche Revolution, ſie iſt, wie jede, ein entſetzenvolles Unglück, ſie eröffnet die Schleuſen der Sünde und der Frevel dicht neben der Geltendmachung der Menſchenrechte, ſie iſt eine Sündflut aus Blutſtrömen, aber ſie iſt doch unverkennbar ein Gottesgericht, das frühere Frevel zu ſühnen herbeikommt, und, indem es den Einzelnen für Nichts achtet und ihn hinwegmäht, doch die Menſchen, die Stände einander nahe bringt — wenn es bei mir brennt, brennt es auch bei dir —, es ihnen in's Gewiſſen ruft, daß vor der Natur, vor dem Tode, vor dem Geſetz, vor Gott alle Menſchen einander gleich ſind. Das war alſo ſchon ein thatſächliches Nebeneinander beim Uebergang in das neue Jahrhundert. Und ſo ging es fort, und trotz aller Zerreißung der Staaten-, der Völkerglieder, um ſie neu und zwar gewaltſam zu binden, ſollte ſich doch ein ganz anderer Menſchheitsbund, der des ſocialen Zeitalters, herausentwickeln. Dahin wirkten die großen Kriege, die jetzt kamen, wirkte wider Willen das Weltreich Napoleon's I., da-

hin wirkte die Wissenschaft, zumal in dem stolzen Aufschwunge, welchen die deutsche Philosophie nahm, dahin wirkten neue Revolutionen, verheerende Krankheiten, dahin die sich stets deutlicher hervorgestaltende Universalität der Literatur, das immer weiterreichende Spiel der Presse mit dem der Kanonen um die Wette, dahin die überraschenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, Industrie, Dampfschiff und Eisenbahn. Jede politische, wissenschaftliche wie sonstige Einseitigkeit auf Kosten eines gleichmäßigen Nebeneinander, jedes bornirte Nivellement, jedes Uebereilen und Verzögern hat sich furchtbar gerächt, und wird sich stets mehr rächen. Keine sich isolirende, übermächtig werdende Staats- oder Gemeindeverfassung kann sich auf die Länge mehr halten; die Völker wie die Gemeinden wollen vor- nicht rückwärts, streben in dem sich umgestaltenden Europa unverkennbar nach einem gemeinsamen Verbande, sie wollen nicht mehr gegen-, nach- und außereinander bestehen, sondern nebeneinander, ja ineinander, und der niedrigste Arbeiter mit der Hand soll ebenso Theil haben an einem menschenwürdigern Zustande wie der Arbeiter mit dem Geiste, wie der Arbeiter im Cabinet.

Zwei Grundzüge im Charakter des gegenwärtigen

Zeitalters sind offenbar: der Abschluß, als wolle man eine neue Welt-Aera beginnen, eine Uebersicht, eine Zusammenschau gewinnen, und die Beschleunigung, um Zeit und Raum zu verkürzen; beides drängt auf das Nebeneinander hin und drängt auch die Dichter, demgemäße Welten zu bauen, die nicht bloß das Frühere reflectiren, sondern zugleich wie Fata-Morganen einer höhern Wirklichkeit das Kommende abspiegeln. Ein solcher Weltmarkt, noch dazu in einem so riesigen Wunderbau sich darstellend, wie der londoner Krystallpalast ist das unterrichtendste und brillanteste Nebeneinander alles Fleißes und aller Kunstfertigkeit der Erde, und wir könnten Gutzkow's Roman «Die Ritter vom Geiste» nur gleich den Krystallpalast der modernen Socialpoesie nennen. Ein wissenschaftliches Werk, nach einem so allumfassenden Plane gearbeitet und ausgeführt wie der «Kosmos» von Alexander von Humboldt, bringt uns die Ergebnisse und Errungenschaften bisheriger Naturbeobachtung zur Anschauung, und legt uns die Gesetzmäßigkeit des Diesseits und Jenseits, die Phänomene beider, in einem überraschenden Nebeneinander bloß. Ein solcher Naturforscher steht wie auf einem der höchsten Gebirge der Erde, auf dem sich die Jahreszeiten ganz so im Nebeneinander darstellen, wie sie im Norden

im Verlaufe eines Jahres ſich nur nacheinander zu erkennen geben; und ſo ſchaut er auch alle Reiche und Reihen der Natur bereits nebeneinander. Was Dampfſchiff und Eiſenbahn für das Nebeneinander leiſten, iſt längſt uns bekannt. Raum und Zeit werden durch den Dampf in ihrem Außer- und Nacheinander faſt getilgt; unſer Reiſeleben macht das Nacheinander kaum mehr möglich; alle Stände wie Individuen, ob hoch oder niedrig, ob reich oder arm, reiſen jetzt nebeneinander, ein Umſtand, der auch für ein ſo zukunftvolles Werk wie Goethe's «Wanderjahre» von höchſter Wichtigkeit und prophetiſcher Bedeutung iſt, worüber man die nöthigen Vergleiche und Folgerungen anſtellen wolle.*) Möge man über die Proſa der Beförderung durch Dampf ſagen, was man wolle, es liegt darin für den Reiſenden und Dichter die Möglichkeit nicht zu erſchöpfender Romane des reizendſten Nebeneinander.

Schwerlich nun aber wird Gutzkow, in jenem Anſpruche des Nebeneinander für den Roman unſers

*) Ich habe denſelben Geſichtspunkt des Nebeneinander, freilich in ganz anderer Beziehung, auch in meinem Buche: „Goethe's Wanderjahre und die wichtigſten Fragen des 19. Jahrhunderts" (Mainz 1854), S. 227 fg., geltend gemacht.

Jahrhunderts, behaupten wollen, daß ein solcher Verlauf nicht auch schon in manchen Werken einer frühern Periode sich angekündigt habe. Welches Moment der Poesie wäre dieser denn völlig fremd, wo sie überhaupt zur Reife gekommen ist? Dagegen das Nebeneinander in seiner vollständig epischen Ausbreitung, in seiner auf die Wirklichkeit selbst auslaufenden Gesellung des Großen und Kleinen, des Hohen und Niedrigen, um ein gemeinsames Schicksal zu produciren, Alles und Jedes mit der vollen Betheiligung des Herzens aus dem Volke herzuleiten und wieder zum Volk hinüberzuführen, solches war erst dem socialen Zeitalter der Gegenwart vorbehalten, und wurde in der Vollständigkeit des Romans zuerst durch Goethe und Gutzkow verwirklicht.

Goethe ist recht eigentlich der Dichter der modernen Entwickelung, welcher mit Prometheischer Kühnheit und Sokratischer Weisheit die Poesie vom Himmel auf die Erde bringt, ohne je ihrer Abkunft, ohne je des Himmels droben (wie so viele ohnmächtige Titanen der Neüesten) zu vergessen. Goethe erkannte schon in seiner Weise, daß vor allem die Poesie im Bunde mit der Religion dazu berufen sei, das verlorene Paradies auch auf die Erde wieder herüberzuleiten, ein Reich der Cultur zu gründen, das allen feind-

lichen Gewalten und lauernden Uebeln unserer dermaligen Existenz überlegen ist. Wie Viele beten gedankenlos: „Dein Reich komme", ohne auch nur zu ahnen, daß es seinem Fundamente nach längst gekommen ist, daß es aber auch immer mehr komme, und daß es doch einmal auch ganz da sein müsse das Reich des Geistes, der Liebe und des Friedens. Goethe, den man stets im Verdachte der Stockaristokratie und des Heidenthums hat, wächst dennoch mit seinen «Wanderjahren» schon ganz in das reinmenschliche Socialreich herein, und gibt sich schon überall als Ritter, aber auch als Bürger im Reiche Gottes zu erkennen, so daß jenes Nebeneinander, welches selbst Ihnen, mein Freund, bei unserm trefflichen Gutzkow ein solcher Stein des Anstoßes gewesen ist, von Goethe bereits angestrebt wird, ja in den «Wanderjahren» schon entschieden hervortritt, wie denn unsers Dichters «Ritter vom Geiste», freilich in ganz origineller Weise, das unendliche Thema der «Lehrjahre» und «Wanderjahre» weiter bearbeiten, und an den letzten Roman nachbarlich grenzen.

Daß Goethe schon mehrfach von der Idee des Nebeneinander bewegt worden ist, dafür führe ich an seine Neigung, sich mit künstlichen Darstellungen in

verjüngtem Maßſtabe zu umgeben, welche ihm die in der Welt zerſtreuten Wunderwerke der Kunſt immerdar vergegenwärtigten, zuſammen vorhielten, ferner ſeine Ueberzeugung von einer kommenden Weltliteratur. In den «Wanderjahren» iſt für das Nebeneinander wichtig die „koloſſale Gruppe" der Künſtler (Goethe's Werke, Taſchenausg., XXII, 165); ſodann Makarie, die, als das eigentliche Herz der Wanderjahre, Jenſeits und Dieſſeits, Großes und Kleines nebeneinander ſchaut; ferner iſt für das Nebeneinander jener Stelle zu gedenken, in welcher Wilhelm in echt-muſikaliſcher Stimmung und Auflöſung aller Gegenſätze, trennender Räume und Zeiten, Nachts bei Mondſchein, in ſeinem Zimmer, die fernen Lieben neben ſich ſieht: „Die Geiſter aller lieben Freunde zogen bei ihm vorüber, beſonders aber war ihm Lenardo's Bild ſo lebendig, daß er ihn unmittelbar vor ſich zu ſehen glaubte" (XXIII, 9); endlich noch die ganze Art, wie am Ende des Romans mit großartiger, heiterſter Sorgloſigkeit die Auswanderung betrieben wird, wie die Geſellſchaft, der große Bund, im Geiſte, in dem Verfolge deſſelben Zweckes, doch nebeneinander bleibt, ungeachtet er ſich trennt, indem Einige über den Ocean gehen, Andere auf dem deutſchen Feſtlande verharren, und doch auch dieſen Amerika nahe iſt. Sodaß es

schon am Anfange des dritten Buches mit Recht heißt, im Sinne eines weltweiten Nebeneinander aller Verbündeten: „Ueberall sind sie zu Haus" (S. 15). Doch — ich komme auf Gutzkow's Nebeneinander zurück. Verstehe ich den Dichter recht, so macht er die Forderung, und führt sie in seinen «Rittern» auch aus, es solle sich der Roman des 19. Jahrhunderts, um das Leben nicht bloß unvollständig zu reflectiren, sondern es vorwärts zu bringen und zu verklären, mehr in die Wirklichkeit einarbeiten. Der moderne Roman solle nichts als unwesentlich betrachten, nichts als unbedeutend verachten, sondern das Kleinste und Größte in sein Allleben mitaufnehmen. Er soll die Hütte mit dem Palast, die Armuth mit dem Reichthum, das Elend mit dem Uebermuth ausgleichen; er soll die Wirksamkeit des Niedrigsten wie die des Höchsten zugleich in Anschlag und zur Darstellung bringen, um die starre Getrenntheit aufzuheben, die Unruhe und Bewegung der Geschichte um des bloßen Nutzens willen in die göttliche Ruhe und das Innewerden des Geistes und der Schönheit hinüberzuführen, die Arbeit mit der Feier für einen Jeden in Einklang zu setzen. Dieser ganze Proceß, wie der Dichter ihn in seinen «Rittern», jetzt mit dem

Pathos fast der Tragödie, dann wieder mit der feinsten, zartesten Anempfindung an das Kleinste der Komödie und des Genrebildes darstellt, ist nicht ohne den furchtbarsten Kampf mit der Welt, wie sie gegenwärtig noch ist, auszuführen. Dieser Kampf aber wird hier mit dem Schwerte des Geistes, zu Gunsten des Geistes, um diesen auf Erden endlich zum Siege zu bringen, gefochten, und auch die Feldlager der Kämpfenden grenzen dicht nebeneinander. Der Kampf natürlich fällt ganz in die Zeit, und zwar gerade in die Zeit, in welcher wir leben. Aber — der Kampf und das, was man an dem Werke das „Zeitgemälde" genannt hat, ist keineswegs die Hauptsache, und aus ihnen wird man nimmermehr zum Verständnisse des Nebeneinander wie des ganzen Romans gelangen. Es ist wahr, es ist ein gewaltiges, schmetterndes Kleingewehr- und Pelotonfeuer, welches der Dichter auf seine Zeit losbrennt, er zielt gut und trifft perfect; wir erkennen die Angeschossenen, die Gefallenen oft auf ein Haar. Aber nicht dieses knatternde Feuer der agirenden Vordermassen, sondern das riesige solide Hintertreffen, die großen Gedanken, welche die «Ritter» wie Congreve'sche Raketen und Feuerkugeln hinübersenden, diese intelligente Phalanx des Ritterthums selbst, langsam aber sicher nebeneinander vorschreitend, gibt uns

erſt Einſicht in das ganze Nebeneinander des Romans, in das, was ſeinen unvergänglichen Werth ausmacht.

Unſer Dichter, wie er ſein Nebeneinander beabſichtigt und ausführt, macht jenen luftigen Idealismen früherer Romane ein Ende, welche nicht bloß die Geſchichte, ſondern auch den erſprießlichen Gedankengang willkürlich unterbrechen, jenen Idealismen, die gleich hangenden Gärten oft nicht einmal auf maſſive Schlöſſer, ſondern auf bloße Luftſchlöſſer geſetzt ſind. Gutzkow hat aber zugleich den Muth, in unſerer materialiſtiſchen Zeit einen Roman durchzuführen, der dennoch ſeinen Formalismus, ſeinen Kunſtbau aus Gedanken hervortreibt, und nicht die Gedanken nothdürftig erſt aus der Form, aus den Ereigniſſen gewinnt. Er gibt uns in ſeinem Nebeneinander beinahe ein Labyrinth von Geſchichten, die wie die Gemächer eines ſolchen Rieſenbaues ſtetig miteinander zuſammenhängen, alle durch einen Hauptpfeiler getragen werden, doch aus einer Grundidee hervorgehen, und der Dichter ſelbſt iſt hier der Ritter vom Geiſte, der Theſeus, welcher am Faden der Liebe zur Menſchheit, zum Geiſte, uns ſicher hindurchgeleitet, das Ungeheuer heutiger Geiſtesfeindſchaft glücklich bekämpft, und uns, am Ende angekommen, ſein Labyrinth vielleicht auch nach einem einheitsvollen Plane gearbeitet

erkennen läßt, und vor allem den einstigen Sieg des Geistes gewiß macht. Denn allerdings, das erst wäre der Triumph und die Krone dieses ganzen, verschlungenen Nebeneinander, daß das Ritterthum des Geistes den Proceß auch gewänne, daß es Posto faßte, um sich weiter auszubreiten, daß wir mit ihm, und seiner rastlosen Thätigkeit hier, da, dort, einem Reiche Gottes auf Erden entgegensähen. Schaute auch der erhabene Jünger auf Patmos, als er seine Gesichte mit feurigen Kohlen niederschrieb, als er den neuen Himmel und die neue Erde sah, schaute doch auch er die himmlische Stadt nicht wie einen hangenden Garten in der Luft schweben, auch nicht auf einem andern Sterne, sondern er sah sie vom Himmel auf die Erde herniederkommen. Auf dieses Reich des heiligen Geistes auch schon auf Erden, auf diese in Erfüllung gegangene Urtheokratie deuten Gutzkow's tiefsinnige, inhaltschwere Worte der Vorrede, die durch das Ritterthum vom Geiste allem schroffen Unterschiede von geistlichem und weltlichem Regiment für die Zukunft ein Ende erklären, indem es bei Gelegenheit des Nacheinander heißt: „Durch diese Behandlung kann die Menschheit aus der Poesie wieder den Glauben und das Vertrauen schöpfen, daß auch die moralisch umgestaltete Erde von einem und

demſelben Geiſte doch noch könne göttlich, wenn auch völlig anders, als wir bisher ſahen, regiert werden." Freilich begnügen ſich in unſerer Zeit nicht Wenige ſchon mit dem Nebeneinander der Natur, oder ſchließen bereits mit dem erſten beſten Durcheinander in der Staats- und Kirchenverfaſſung der Geſchichte ab.

Wie unendlich viel iſt doch mit manchen Ausſprüchen geſagt, die durch den gedankenloſen Gebrauch ſchon ganz trivial geworden ſcheinen, wenn man ſich nur wieder auf den Gedanken in ihnen beſinnt! So mit dem bekannten Worte: der Künſtler ſei dazu berufen, die Natur zu copiren, die Natur nachzuahmen. Die Natur iſt in all' ihren Erſcheinungen ſinnig, reizend, voll Anmuth und Naivetät, und ſelbſt das ſcheinbar Plumpe, Ungeſchlachte hat in ihren Geſchöpfen eine Mutterklugheit, einen Mutterwitz, eine Anſtelligkeit, die den rechten Beobachter entzücken, den Künſtler ewig befruchten, ihm die normgebende Schule ſind. Die Natur iſt die erſte Stufe der Wirklichkeit, die Urausſtellung für das Nebeneinander. Ungeachtet in ihr Eins vom Andern lebt, oft Eins ſogar das Andere frißt, ſo iſt doch die Natur, davon zu ſchweigen, daß es auch ein reizendes Nebeneinander feindlicher Weſen gibt, als Ganzes ſtets das

Nebeneinander des Friedens und der Harmonie. Aber schon in der Natur offenbart sich der Geist als eine höhere Stufe, offenbart sich eine Unendlichkeit von Ideen, die aber noch nicht gleichmäßig in ihr zum Durchbruche kommen. Daher eben muß der echte Künstler bis zum Geiste, und sogar bis zum Geiste der Geister aufsteigen, um auch das Nebeneinander der Geschichte in seinen schöpferischen Bereich zu bekommen, und aus solcher Anschauung des Universums Werke zu schaffen, deren jedes für sich ein vollendeter Kosmos ist. Dann vermag zuletzt ein solcher Künstler, sich selbst bescheidend, im dankerfüllten Hinblicke auf den ihn begeisternden Gott, von seinem Werke die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es doch mehr sei als bloß Natur und Geschichte, daß es ein Nebeneinander im Kleinen darstellt, wie es für Gott im und als Universum existirt, und daß ein solches Werk zugleich den endlichen Sieg des Geistes auf Erden verkündet. Wie entsetzenvolle oder anmuthige, wie tragische oder idyllische Geschichten dann der Künstler in seinem Werke auch aufrollt, er bringt sich und uns zur Versöhnung mit dem Weltlauf, dessen wildes Durcheinander er zu einem zukunftvollen Nebeneinander besänftigt. Auf einen solchen Künstler, in Bezug auf die Ruhe, welche er mitten in der Be-

wegung gewinnt — und auch uns mittheilt —, kann man dann anwenden, was Pope von der Art aussagt, wie Gott sich zum Nebeneinander des Weltalls verhält:

Der stets mit einem gleichen Auge, weil er der Schöpfer ja von allen,
Sieht einen Helden untergehen und einen kleinen Sperling fallen,
Sieht eine Wasserblase springen und eine ganze Welt vergehn.

Hoffen wir, auf den Verfasser der «Ritter vom Geiste» in dem, wie er die Ereignisse seines Romans erfindet und sie bewältigt in ihrem Nebeneinander, dasselbe anwenden zu dürfen.

III.

Nicht wahr, es ist doch einer der verfeinertsten, süßesten Genüsse, denen sich der civilisirte Mensch hingeben darf, so in die Ecke des Sophas gedrückt, während der Herbststurm braust, der Regen an die Fenster schlägt, bei der Lampe traulichem Schein, einen geistvollen Roman, noch dazu in einer langen Reihe von Bänden, zu lesen? Was darf man hier sich nicht Alles versprechen! Welcher Bekanntschaften dürfen wir gewärtig sein! Welche eigenen Gedanken, Entschlüsse können sich blitzschnell in uns entzünden, daß wir von diesem Werke, diesem Bande, dieser Seite, Zeile her ein neues Leben datiren! Gewiß, in den kleinsten Raum kann eine Fülle von Geist gedrängt sein. Aber, ich gestehe Ihnen meine Schwäche, verehrter Freund, und lächeln Sie immerhin, ich freue mich jedesmal wie ein Kind, wenn ein Werk, das mich schon von vorn herein fesselt, auch voluminös ist, wenn es mehrere Bände umfaßt, etwa wie ich mich

vor Freude nicht zu laſſen weiß, wenn ein Brief von einem geiſtreichen Freunde auch recht lang iſt. Ich kann es mir ſehr wohl denken, daß eine Geſellſchaft begabter Menſchen, etwa wie einſt die franzöſiſchen Encyklopädiſten, ein Werk unternähme, welches ſchlechterdings nie aufhörte, und doch ſtets intereſſant bliebe. Und warum nicht? Iſt das Menſchenleben, würdig geführt, nicht ſelbſt der Art? Iſt es etwa zu lang oder zu langweilig? Wird es nicht ſpannender, je länger wir leben? Iſt es nicht voll heiliger Schauer und Entzückungen? Iſt es nicht bald voller Rührung, bald zum Todtlachen? Alſo geht mir doch fort mit eurem Vorurtheil gegen vielbändige Romane! Es kommt Alles auf die Behandlung an. Und der willkommenſte Roman wäre mir der, der in der That nie aufhörte, aber ſtets gedankenreich, ſtets charakterneu, überraſchend, witzig, humoriſtiſch, maßvoll und doch gerade ſo unendlich wäre wie das Leben, das hoffentlich auch über das Grab hinaus in den köſtlichſten Begegniſſen unerſchöpflich ſein wird.

Freilich, es iſt oft ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen der Vorſtellung und der Ausführung. Es will etwas ganz Außerordentliches ſagen, wenn ein und derſelbe Schriftſteller einen Roman in neun Bänden durchführt, ohne je in der Begeiſterung nachzu-

lassen, vielmehr im Schwunge noch zu steigen. Wird aber die künstlerische Form, die Ausgestaltung in einem Gusse, hier auch nur möglich und nun noch gar zu verwirklichen sein? Ueber diesen letzten Punkt wollte ich Ihnen in dem vorliegenden Briefe, was «Die Ritter vom Geiste» betrifft, meine Auffassungen mittheilen. Möchten wir uns hierüber ebenso verständigen, wie es uns über den schwierigen Begriff des Nebeneinander, ganz wider mein Erwarten, gelungen ist!

Der ganze Bau des Gutzkow'schen Romans stellt sich meinem Blicke in neun Hauptmassen dar, die aber keineswegs mit den neun Büchern desselben in unmittelbarem Verhältnisse zu denken sind. Der Verfasser des Romans hat sich sehr lobenswerth vor jeder ängstlichen Symmetrie in Acht genommen, um sich die Freiheit und Leichtigkeit in der Massenbewältigung um so sicherer zu bewahren. Jene Hauptpartien der ganzen Structur sind: 1) Tempelheide und der Pelikan; 2) der Heidekrug; 3) Hohenberg (Plessen); 4) die Rückfahrt; 5) **Vorgänge in der Residenz;** 6) Hohenberg, der Ullagrund, Angerode und andere Ortschaften; 7) das Försterhaus; 8) Ullagrund und Tempelheide; 9) der Tempelstein. — Die Residenz mit den reichen

Ereigniſſen, die in ihr vorkommen, bildet den mittlern Theil der Geſammtmaſſe; ſie iſt der Hauptherd für die eigentliche Entwickelung, und ſendet weithin ihre Wirkungen aus, ſodaß auch die Hauptperſonen des Romans ſich hier anſiedeln, von ihr ausgehen, in ſie zurückkehren, oder wenn ſie, wie die Ritter zuletzt, ſie für immer verlaſſen, dort doch die entſcheidende Richtung ihres Schickſals erhielten. Daß die Reſidenz, wenn auch die Oertlichkeit der Betheiligten verlegt wird, in dem letzten Verlaufe des Romans ſich immer wieder geltend macht, in dem Grade als jetzt die Vorgänge eilen, die Minen ſpringen, die Knoten ſich löſen, iſt für die leichtere Orientirung des Leſers in dem rieſenhaften Nebeneinander höchſt weiſe vom Dichter erſonnen. Ja, es iſt in der Ineinsbildung des ganzen Formalismus von beſonderer Schönheit, daß wir die Reſidenz ſtets auf's Neue zu Geſichte bekommen, wenn ſie uns auch durch andere Localitäten zeitweiſe verdeckt, durch deren Vorgänge entrückt wird, bis endlich die Ritter ſich ſelbſtändig machen, und auf dem Tempelſtein nun ſelbſt reſidiren.

In dem ganzen Complex des mannichfaltigen Lebens, das auf dem angedeuteten Gebiete zur Sprache gebracht wird, ſcheinen mir die beiden Nerv- und Hauptknotenpunkte: der Schrein, anfangs im

Beſitze des Dankmar Wildungen, und das Bild der verſtorbenen Fürſtin Amanda. Beide erſtrecken ihre Einflüſſe auf den ganzen Roman. An den Schrein knüpft ſich dann das wichtige Document, welches die gerechte Erbſchaft der Brüder feſtſtellen ſoll, wie ſich an das Bild die Memoiren der Fürſtin reihen, welche dazu berufen ſind, Egon, dem Sohne Amandens, ein Geheimniß zu eröffnen. Wie auf ſolche Weiſe der Schrein einen Schatz für dieſe Welt, nämlich ein bedeutendes Capital für die Wildungen bewahrt, das auch den Rittern zu Statten kommen ſoll, ſo enthält, wenigſtens ſpäter als Stellvertreter für die Memoiren, das Bild ein Exemplar des Thomas a Kempis, den wir einen Schatz für eine höhere Welt nennen müſſen, und der den Rittern wol auch zum Heile gereichen dürfte. Schlurck, der Juſtizrath, verhält ſich dann ebenſo zum Schrein, indem er ihn den Brüdern entzogen wiſſen will und entzieht, wie Pauline von Harder zum Bilde, um die Memoiren zu erhalten und ſie dem jungen Fürſten zu entziehen, was ihr auch gelingt. Nächſt dem Schrein und dem Bilde wären dann hier gleich in Erwähnung zu bringen: jene Taufacte, die ſich auf Hackert's Herkommen bezieht, welche er aber in ihrer Wichtigkeit nicht ahnt; und die beiden Halbringe, welche ſich auf der Stätte des

Friedhofs, der den Ring (so wie so ein Symbol der Ewigkeit) des Lebens schließt, zu Hackert's und Murray's Erstaunen auch zusammenfinden und schließen.

Aber — welche bewundernswerthe Gabe des Erfindens, welche Mannichfaltigkeit der Situationen, der Bewegungen, der Leiden und Handlungen nun weiter! Die in Erwähnung gebrachten Partien organisiren sich bis in's Zarteste, Feinste, Unscheinbarste, dem der Dichter dieselbe Aufmerksamkeit in der Zeichnung, Ausmalung schenkt wie dem Größten, und doch Alles nach Verhältniß. Da ist es der Maler, der in ein mittelalterliches Baustück selig versenkt ist, um es in seine Mappe zu bringen; ihm gegenüber der behäbige Landsitz eines Großen, eines Greises, der hier vom Geschäft und dem Alter ausruht; und nun gar noch ein Stück Proletariat, ein Mensch, von dem wir gar nicht wissen, ob Bummler, ob Schöngeist, der in diesem artigen Idyll flanirt oder Siesta hält, vielleicht gar vom Monde auf die Erde gefallen ist, da er gar kein Quartier zu haben scheint. Dann wieder lustige Kärrnerwirthschaft, Pferdegewieher, Hundegebell, das fröhliche Mahl zweier glücklichen Brüder, im Dufte draußen des Heus und des Flieders. Dann mitten in der Nacht Feinschmeckerei und witzsprudelnde, gar in die Politik

einschneidende Gespräche unter Vieren, von denen der Eine, der ein Tischler sein soll, auch nicht geringe Räthsel aufgibt, da er eine Bildung verräth, die wir nicht bei dem Hobel, kaum in den gewähltesten Kreisen der Gesellschaft zu finden gewohnt sind. Und welches Gebahren, welche Gegensätze nun erst auf dem Schlosse! Park, Ahnensäle, alte, halb vergilbte Pracht. Drüber weg tobt Advocatenthum, Geldaristokratie, Stallmeisterübermuth, in's Wilde gestachelt von einer Emancipirten, die ihres Rasens, ihres orgischen Taumels kein Ende weiß, die durch feine Tournüre, Geschmack des Anzugs, Schönheit, Geist uns von Sinnen bringt, und selbst an den tollsten Wagnissen, die wir mit ihr mitmachen, immer noch nicht genug hat. Und im Hintergrunde von dem Allen der stille, liebliche Frieden der Natur, den der Dichter uns in Luft und Wald, im Lerchenaufschwung und am Gießbach köstlich zu genießen gibt. Die Gegensätze, die Abenteuer, die Unglaublichkeiten, die vor Spannung unsern Athem stocken machen, überschlagen sich fast, und doch werden sie uns mit einer Ruhe und Klarheit vorgeführt, die uns beweist, daß der Erfinder von dem Allen über seiner Schöpfung steht, und uns auf dem Weltmeere dieser Fahrten wohlbehalten zum Ziele bringen wird.

Doch — was ſage ich! Das iſt ja Alles erſt Ausfahrt, Fahrwaſſer! Wir fliegen mit einer langen Reihe von Kaleſchen, von faſhionablen Reitern begleitet, in die Reſidenz. Nun erſt ſind wir auf dem hohen Meere angekommen, oder vielmehr, um hier, wo es ſich um die ungeheure Macht der compacten Wirklichkeit handelt, eine ſo flüſſige Metapher zu unterdrücken, nun ſind wir bei dem ſpröden Dinge, Welt genannt, erſt angelangt, bei dieſem verführeriſchen, gleißneriſchen Ungeheuer, vor deſſen Fangarmen, verbuhlten Künſten, Abſichten voll Wolluſt und Grauſamkeit Lord Cheſterfield ſeinen Sohn in eigens dazu geſchriebenen Briefen einſt warnte. Und doch, welch' ein harmloſes Kind war damals die Welt noch an Raffinement und parfümirteſter Bosheit gegen heute! Ja, jetzt erſt ſind wir in dieſer Reſidenz unſers Romans da abgeſetzt, wo eine Unendlichkeit von Intriguen, Rivalitäten, Concurrenzen, Anzettelungen, Gunſtbezeigungen und Rachegelüſten uns in ihre Wirbel reißen. Es iſt eine ſo unermeßliche Welt dies, ein ſolches Wimmelleben von Perſonalitäten, daß wir unſere alten Bekannten von Tempelheide und Schloß Hohenberg kaum wiederfinden. Sicher aber wohnt unter dieſen Straßen- und Häuſermaſſen irgendwo unter einem beſcheidenen Dachſtuhl das Brüderpaar

der Wildungen; der Eine malt, der Andere schlägt Acten nach, oder sie träumen Beide von ihrem Ritterthum des Geistes auf diesem Straßenschwall unten von imposanter Macht des Ansehns und der Materie. Wie gährt und braust es in diesen Stadttheilen Tag und Nacht! Welche Sphären des tagtäglichen Weltlaufs das, und wie doch alle ausmündend in den erhabenen Zweck des Romans und seiner Helden! Fern dort, noch vor der Stadt auf einer Villa, brütet Pauline von Harder gegen die „kleinen Cirkel" und die „Gesellschaften". Dann in der Residenz selbst sehen wir das Palais des Fürsten Egon, die nur wie ein Absteigequartier betrachtete Wohnung einer Russin, der Fürstin Wäsämskoi; ihre Schwester dagegen, eben aus Paris kommend, steigt in einem der ersten Hotels ab. Im Hintergrunde dieser vornehmen Quartiere kauert sich, in Qualm und Essenbrodem gehüllt, die Brandgasse, ein weitgestrecktes Nest, eine kleine Stadt von Kellergewölben, in welche das Wasser eindringt, mittleren Geschossen, die halsbrechend genug sind, und Giebelspelunken, über Galerien auf Höfe ausschauend, in finstere, schmutzige Gassen und Gäßchen, daß man hier an stilles Abgethanwerden, an Halsabschneidereien denkt. Zwischen jener Pracht und großen Welt und diesem Jammer und moralischer Ver-

funkenheit inmitten schafft und genießt die bürgerlich sociale Welt, wohin sich mitunter auch die darbende Brandgasse ausschüttet, und Sonntags sich spazieren ergeht: da finden wir das Local des Fortunaballs, die Willing'sche Fabrik, die Reitbahn, den Rathskeller u. s. w.

Aber es wird uns selbst auf diesen geräumigen Pracht-Plätzen und -Straßen schwül, es wird politisch schwül. Krawalle, Emeuten, Volksaufläufe in Masse als Vorboten grellern Unheils, wälzen sich über die Plätze und Straßen fort. Den Rittern droht Ausweisung, wie unschuldig sie sein mögen. Sogar Jesuitenumtriebe wirken hier mit. Wir athmen erst auf, da wir uns wieder auf dem Schlosse Hohenberg sehen, wo unserer beim Kamin die wunderbarsten Zwiegespräche warten. Und nun im Ullagrund, welche Menschen da, die wir in unserer Zeit, in der Nähe der Hauptstadt, kaum für möglich gehalten hätten! Im Walde, wie laben uns die Würzgerüche! Jedoch auch hier Unheil, sogar Tod, und selbst der zarteste, der selbstloseste aller Dichter, Oleander, kann uns über all' das nicht ganz beruhigen. Nun mehren sich die Gegensätze, nun steigern sich die Spannungen, nun jagen sich die Ereignisse, daß wir sie in der Zusammenschau einzeln kaum mehr fixiren können;

aber ſie bauen ſich auf's Schönſte in das Ganze ein. In der Reſidenz wieder angekommen, wiſſen wir hier unſers Bleibens kaum. Der Terrorismus hat ſein Regiment losgelaſſen; die Freunde werden in's Exil geſchickt. Dort erſchießt man einen der uns längſt lieb Gewordenen. Iſt es auch nur ein Sergeant; er iſt ein Sohn aus dem Volke, welches uns der Dichter überall ſo lebenswahr vorgeführt hat. Hier erkennen ſich Vater und Sohn an einem Grabhügel. Noch immer, obwol wir die Reihe der Originalitäten, wenn wir zurückblicken, nicht mehr überſehen können, entwickeln ſich neue Charaktere, gehen aus ihnen Conſequenzen hervor, welche die Knoten noch immer feſter knüpfen, neue noch ſchürzen. Kaum haben wir wieder einen Ausflug nach dem uns ſo liebgewordenen Tempelheide gemacht, wo wir mit einem der grandioſeſten Sonderlinge zuſammentreffen, Thierſeelenlehre treiben, einer muſikaliſchen Aufführung beiwohnen, mit der Hofwelt uns berühren, die weiſeſten, aufgeklärteſten Doctrinen von einem Greiſe empfangen, Windharfentöne mit ſehnſüchtigem Herzen einſchlürfen, Zeugen ſind, wie eine der herrlichſten Matronen, die je ein Dichter erſann, ihre Enkeltochter, ihren Schwiegerſohn erkennt, und uns ſo weit vom Ziele noch entfernt halten, daß wir den Repräſentanten unſers

Ritterthums im Gefängniſſe ſehen: ſo ſind wir auch ſchon auf's Neue in der Reſidenz, hören aus aller Munde vom Spruche des Obertribunals, der den Proceß zu Gunſten der Wildungen entſcheidet und ſie zu Millionären macht. Aber immer neue Gegenſätze thürmen ſich gewitterhaft auf, ſchlagen ineinander über und ein, und wir ſtehen vor einer Scene, in der die Contraſte des Romans ihre äußerſte Spitze zu erreichen ſcheinen und doch noch nicht völlig erreichen. Ich geſtehe Ihnen, mein Herz pochte, meine Nerven vibrirten, meine Phantaſie verſagte mir, es ſelbſt zu errathen, wie dieſe Scene ablaufen werde. Eben haben wir Kunde erhalten, daß ein Mann, den wir einſt in der Blouſe kennen lernten, der ein Tiſchler geweſen, der ſeine Fürſtenwürde wieder antrat, der den Staat vor dem Untergange durch die Revolution gerettet hat, nahe daran iſt, geſtürzt zu werden, ſo ſehen wir dieſem noch allmächtigen Mann einen andern gegenüber, der ſein Vater iſt. Himmel, was will das ſagen, der Vater ſteht vor dem Sohne als ein beſcheidener, faſt devoter Unterthan, und dennoch ſeiner Würde ſich bewußt. Der Sohn hat die Gnade, die Herablaſſung, dem Vater Audienz zu geben. Das erſte Geſuch iſt ihm abgeſchlagen worden. Aber die Majeſtät des Vaters, der der Etiquette nichts vergibt,

überſtrahlt doch die des Sohnes unendlich. Ein Weib, ein hochbegabtes, und doch eine Harpyie, fährt dazwiſchen. Der Contraſt potenzirt ſich nach zwei Seiten. Eine Scala läuft auf und ab, die uns erbeben macht. Des Sohnes Majeſtät, die ſtaatliche, wie es ſcheint ererbte, erträgt das Weib; aber die wirklich angeborene, die reinmenſchliche des Vaters erträgt ſie nicht. Das Weib iſt hinweggeweht; Vater und Sohn liegen einander in den Armen. Ich komme auf dieſe Scenen aller Scenen noch einmal zurück.

Und doch ſteigen die Gegenſätze, indem wir die Reſidenz verlaſſen, noch höher, bis ſie beim Aufleuchten eines Feuermeers, fern im Weſten am Tempelſtein, ineinander flammen, und ſich über einem Aſchenhaufen, aus dem ein Phönix ſteigt, verſöhnen. Derſelbe Mann, der Stifter des Ritterbundes vom Geiſte, welchen wir noch vor Kurzem im Gefängniß ſahen, iſt befreit worden durch einen von der Geſellſchaft Verachteten, den er ſelbſt oft verachtet hat. Der Verachtete bewies dem Verächter ſtets ein treues Herz unter einer rauhen Außenſeite. Er keuchte unter des Flüchtlings Schrein, der deſſen Millionen barg, die er auf herkuliſchem Rücken trug, bis die Kraft ihm verſagte, bis er, der ſo oft gegen den Gott im Men-

ſchen gefrevelt hatte, mit dem Schrein und der Million in den Flammen den Tod fand. Hier gilt des Dichters Wort denn wol in vollſter Anwendung:

Auf dem „Holzſtoß", in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Aber auch jenes raſende Weib, das ſich oben zwiſchen Vater und Sohn warf, erfährt das öffentliche Gericht an dem Holzſtoß. Dankmar Wildungen, der ſein Ritterthum mit Nichts anfing als mit der Idee deſſelben, iſt wieder, was die Mittel betrifft, auf nichts Anderes reducirt als auf die Idee. Doch nein, er hat Mitgenoſſen weit und breit, er hat auf dem Tempelſtein ein feſtes Aſyl gefunden, er hält heute ſeinen erſten Bundestag.

Das nenn' ich ein probehaltiges Nebeneinander, welches durch alle derartige Contraſte und Opfer es dennoch zu einem Weltbunde bringt. Es iſt eine der ſinnvollſten Schönheiten unſers Romans, daß er mit der „Morgenröthe" ſchließt, alſo mit der aufgehenden, nicht niederſteigenden Götterdämmerung. Vom Untergange der Sonne zu Tempelheide, am Anfange des Romans, bis zu dieſem Aufgange zu Tempelſtein, welch' eine Welt! Aber wie die neue Sonne im Oſten ſteigt, erſteht im Weſten ein Regenbogen voll friſcheſter Farben, als Bild des Friedens

und der Verſöhnung, durch welchen die Ritter vom Geiſte und Oſten ihren Einzug halten. Es iſt ein Triumphbogen von noch lebhaftern Farben als jene, welche einſt Siegbert miſchte, nachdem er die Zeichnung ſeiner Dorfkirche zu Tempelheide vollendet hatte.

IV.

Was Einem doch eine ſolche Schöpfung wieder für Hoffnungen, Ausſichten eröffnet! Ich ſehe ſchon von der Toilette unſerer Schönen die neueſte bremer Töpferwaare, die literariſchen Goldſchnitt-Nippes der «Amaranth», der gedankenausgeblaſenen Lyrik und der altklugen Kindermärchen verdrängt; ich ſehe ſchon den gelehrten Literaturhiſtoriker auch über Goethe und Schiller hinaus dem Deutſchen noch Civiliſation zutrauen; der Junker lernt glauben, daß auch ohne Jagd und Schwert das Ritterthum noch eine Zukunft habe; der Kaufmann, daß die Ariſtokratie ſelbſt einer Million vergänglich ſei, und alle die ausländernden Undeutſchen werden endlich denn doch eingeſtehen müſſen, daß es auch noch außer Eugen Sue, George Sand und Dickens-Voz reſpectable Erfindungen gibt.

Es iſt ein günſtiges Zeichen der Zeit, daß «Die Ritter vom Geiſte» bereits eine ſolche Verbreitung gefunden haben, noch dazu, da dieſer Roman nicht blos

pikante Situationen, Verhältniſſe, Ereigniſſe bringt, ſondern auch Menſchen, die den Werth und die Macht der Ideen kennen, für ſie leben, Gedankenerörterungen lieben, wie wir ſie von ſo tiefer Bildung, in einer ſo durchſichtigen Form, ſeit Goethe's «Meiſter» kaum wieder gehabt haben. «Die Ritter vom Geiſte» könnten das für die deutſche Nation werden, was der «Don Quixote» für die ſeinige war und noch iſt. Finden Sie, verehrter Freund, dieſe Vergleichung nicht ungehörig. Die «Ritter» von Gutzkow ſind ein echtdeutſcher Roman, wie der des Cervantes ein echtſpaniſcher iſt. Sentimentalität und Naivetät, Witz und Humor, Volksleben und Ariſtokratie, Naturſchilderung und die im Roman auftretenden einzelnen Charaktere, alles iſt aus deutſcher Art und Weltanſchauung friſch hervorgewachſen, ja ſelbſt der deutſche Univerſalſinn, dieſer Kosmopolitismus, ſich in fremdländiſche Zonen und Naturen mitten hinein zu verſetzen, iſt in den «Rittern» nachzuweiſen, wenn wir uns Louis Armand, die Fürſtinnen Wäſämskoi nebſt Otto von Dyſtra und die Beziehungen auf Amerika in Ackermann und Selma, wie in Murray (Morton) vergegenwärtigen. Gerade unſere deutſche, confeſſionelle wie politiſche Vielgetrenntheit könnte um «Die Ritter vom Geiſte» eine Vereinigung finden. Die ſcharfe Polemik gegen ge-

wisse Zeitrichtungen ist so gehalten, daß sie allgemein deutsche Gebrechen trifft, daher auch allgemein, bei einiger Bildung, verständlich ist, und in dieser Geißelung ein Ergötzen bietet, dessen Komik für das deutsche Wesen ein rechter Gesundbrunnen werden könnte. Diese witzreiche Persiflage ist aber gerade die unwesentliche Seite des Romans. Die wesentliche liegt viel tiefer, und ragt bis zu den höchsten Ideen hinauf. Auch diese Seite, und diese erst recht, würde sie von der Nation wahrhaft ausgebeutet, müßte in Deutschland ein ganz neues Leben herbeiführen. Wie der Roman des Spaniers nicht im Geringsten dadurch etwas eingebüßt hat, daß er die Ueberspanntheiten des Ritterthums lächerlich macht, so wird der unserige noch weniger dadurch verlieren, daß er die Heuchelei, die Verschrobenheit, die vielen Kleinlichkeiten unserer Tage, bis in's kleinste Detail trifft, aber auch die Wiedergeburt des Ritterthums im Geist und in der Wahrheit nicht bloß verkündet, sondern in lebendigen Gestalten vorführt.

Dies bringt mich auf die Charaktere des Romans, die wir auch erst einigermaßen uns überschaulich zu machen wie ethisch zu ordnen haben, bevor wir den innern Verlauf der Geschichte uns nahe bringen, wo wir denn Gelegenheit erhalten

werden, die Hauptperſonen ihrem ganzen Weſen nach zu erfaſſen.

Man hat behauptet, wenigſtens von einer gewiſſen Seite her: die moraliſch-anbrüchigen, die bösartigen Charaktere wären in den «Rittern vom Geiſte» die zahlreichſten wie die gelungenſten. Beides iſt gleich unwahr. Die ſittlichen Perſönlichkeiten gegenüber den unſittlichen, oder geradeswegs ſchlechten, ſind die vorherrſchenden; auch ſind unter jenen meiſterhaft charakteriſirte, wie denn überhaupt für die Charakterzeichnung, die Seelenmalerei Gutzkow eine noch unübertroffene Begabung hat. Laſſen Sie mich einen ungefähren Ueberſchlag machen, bloß um ſo völlig aus der Luft gegriffene Ausſagen wie obige zurückzuweiſen, wobei wohl zu bedenken iſt, daß es im Weſen menſchlicher Freiheit liegt, ſich gar nicht rangiren zu laſſen. Alſo edle Charaktere: Die beiden Wildungen, Louis Armand, Leidenfroſt, Werdeck, Ackermann nebſt Selma, Murray (denn ein verlorener Sohn, der ſo wiederkehrt, wie es der Treffliche an ſeinem eigenen nicht erlebte, iſt doppelten Adels zu rühmen), Rudhard, Oleander, Dagobert und Anna von Harder, Luiſe Eiſold, Fränzchen und der Jäger Heuniſch, Sandrart der Sergeant; unſittliche: Pauline von Harder und die Ludmer, Schlurck, Bartuſch,

Stromer, Heinrichſon, Raſſlard, Zeck der Schmid, Urſula Marzahn; zweideutige: Hackert, Gelbſattel, Auguſte Ludmer (denn ihr beſſerer Seelentheil ſcheint doch durch Murray gerettet zu ſein); endlich, unentſchiedene Charaktere, oder indifferente, die in der Geſchichte des Romans nicht gerade in einen moraliſchen Hauptbetracht kommen: Egon, Melanie, Adele Wäſämskoi, Olga, Helene d'Azimont, Gräfin Altenwyl, Juſtus, Drommeldey, Mangold, Zeiſel, Dyſtra, Voland von der Hahnenfeder, Rochus vom Weſten, Trompetta, die Flottwitz, Intendant von Harder, und einige Andere. — Dabei iſt freilich zu bemerken, daß mit der Zweideutigkeit wie mit der Unentſchiedenheit ſtets ſchon eine moraliſche Rüge ausgeſprochen iſt, denn man ſoll ſich moraliſch entſcheiden; das fällt aber nirgend dem Dichter zur Laſt, wie es auch dem Romane weder einen moraliſchen noch äſthetiſchen Abbruch thut, ſondern nur der durchſchnittliche Ausdruck der menſchlichen Natur iſt. Bei Abſchätzung des Uebergewichts haben wir es nur mit den beiden Erſten, den Edeln und Unſittlichen, zu thun.

Doch — Sie begleiten mich jetzt, mein Freund, zu einer ſpeciellern Durchmuſterung des Werks, ſo weit ſie ein ſo unendlich reicher Roman hier zuläßt.

Da hätten wir denn das erſte Buch vor uns,

welches uns bis zur Bekanntschaft mit Ackermann, dem Amerikaner, führt. Die genrebildliche Ueberschrift des ersten Capitels dürften wir uns gleich zu Gunsten der «Ritter» auslegen: „Das Kreuz und das Kleeblatt", Ueberwindung und Glück, also glückliche Ueberwindung. Es thut in jenem Symbolum die im Roman stets festgehaltene Beziehung auf die Bedeutung des Christenthums wohl. Die Beiden, die uns alsobald begegnen, sind zwei durch den äußersten Contrast des Erdenschicksals weit auseinander geworfene Menschen, die aber hier im Sommerfrieden der Natur dennoch nebeneinander sich befinden. Der Eine ist ein Maler, eine — was in unserer Zeit viel sagen will — idealische Natur, deren Kunst nicht nach Brot geht, und die doch vielleicht bisweilen in Dienst genommen wird von dieser heillosen, heiligen und profanen, Vereins- und Zweckmanie Derer, die sich oft für die allein von Gott in der Welt Berufenen halten. Es gibt Menschen, die, wo und wie wir sie auch beobachten, stets auf uns den Eindruck machen, als wäre nie ein unreiner Gedanke in ihre Seele gekommen; ihre Jungfräulichkeit scheint keiner moralischen Wiedergeburt mehr zu bedürfen. Auch sie werden ihre stillen Unzufriedenheiten mit sich, ihre Gebrechen haben, aber — wir merken sie nicht. Siegbert

iſt eine ſolche Natur. — Was dagegen ſoll ich von dem Andern ſagen? Er iſt der Dämon des Romans, nicht der deus, ſondern der Dämon ex machina. Wie er ſich uns hier gibt, wir können es kaum denken, daß ihm eine ſolche Wichtigkeit beizulegen ſei. Scheint er uns doch der Pariah der Geſellſchaft zu ſein, zweimal von ihr ausgeſtoßen, einmal, als er geboren war, und dann, als er etwas lernen wollte. Noch dazu hat man ihn körperlich gemishandelt. Er trägt die Rache im Geſicht. Er ſcheint keiner moraliſchen Wiedergeburt mehr fähig zu ſein. Er ſteht und liegt überall auf der Lauer, indem er ſich und Andern die Exiſtenz aufgekündigt hat. Er hat aber auch ſich ſelbſt gemishandelt, er hat ſein Gewiſſen ruinirt, und von beiden Mishandlungen iſt er mit dem Fluche des Nachtwandelns behaftet. Er ſchleicht wie ein Marder daher, dieſer Hackert. Er wohnt und klettert auf dem Dache der Exiſtenz, und ſieht zu, wo er den Menſchen in's Gehege brechen könnte, nicht um zu rauben, ſondern um ihnen anderweitig zu ſchaden. Und dennoch hat er auch ſeine guten Seiten, ja er hat hervorſtechend glänzende Eigenſchaften der Seele erübrigt. Er hält etwas auf ſich, er hat ein brennendes Ehrgefühl, er hört, ſieht, riecht, wittert, was kein Anderer bemerkt; er combinirt Vor-

ſtellungen, Gedanken und Ausdrücke, die uns in Erſtaunen ſetzen. Obwol er jetzt eben, da der harmloſe Maler kaum ahnt, wen er neben ſich hat, auf die Menſchheit loszieht, verräth der Unglückliche doch ein menſchliches Herz; es regt ſich in ihm Dankgefühl, da Siegbert mit ihm den Wein theilt. — Auch alles Uebrige in dieſem Anfange des Romans ſtimmt uns, wie eine vielverrathende Ouverture, ſeltſam und erwartungsvoll genug: Rabengekrächz und Papageiengelächter, die wir ganz nahe vernehmen, Aeolsharfen, die ihre Geiſterlaute dazwiſchen rufen, Bediente und Ariſtokratie, die ſich vom Hintergrunde her bemerkbar machen.

Ich werde, verehrter Freund, natürlich in meinen Briefen nicht ſo fortfahren können. Ich werde mich damit begnügen müſſen, nur einige Haupt- und Glanzpartien und dahingehörende Geſtalten dieſes lebenſtrotzenden Romans zu ſkizziren; ich werde dem Freunde ein Land, der reizendſten Gegenden, der wunderbarſten Menſchen voll, welches ich mit ihm bereiſte, noch einmal in Erinnerung bringen, andere dadurch aufmuntern, es auch zu bereiſen. —

Wir ſtreifen auf der Landſtraße an zweien Damen vorbei, denen wir noch öfter begegnen, werden ſogar in ein flüchtiges Geſpräch mit ihnen gezogen. Die ältere,

Frau von Trompetta, ist lauter Leben, und trompetet in der That ihre Verbindungen, ihr Wirken, ihre Bekanntschaft mit allen Intriguen der Residenz schnell und lustig vor uns aus. Der Schalk sitzt ihr im Nacken. Sie hat viel Phantasie, viel Gabe des Scheinens, und ist sehr bereit, sich auch in liberale Carrieren zu werfen, wenn die conservativen ihr nicht mehr die nöthige Anerkennung bringen sollten. Gutzkow ist sehr glücklich im Namengeben, wie er an der Trompetta beweist. Wir werden auf dieses fein-musikalisch-belauschende und componistische Talent unsers Dichters noch zurückkommen. Die andere der Frauen, Fräulein von Flottwitz, ist in die Forderung, daß der Staat in die Kirche aufgehen solle, oder vielleicht gar umgekehrt, in ihrer Weise fast selbst aufgegangen; ihr Patriotismus ist ihr Cultus, ihre Religion.

Wir treffen jetzt auch auf Dankmar, den Bruder Siegbert's. Auf ihn fällt das volle Licht des Romans. Er ist, nach alter Art zu sprechen, der Held desselben. Aber wir haben es in diesem Romane freilich mit keinem Helden, sondern mit Helden zu thun, es sind die Ritter vom Geiste, die sich, maßgebend für das Ganze, in gleichberechtigter Ebenbürtigkeit eines entschiedenen Nebeneinander befinden. Dies lustige Abend- und Nachtleben im Peli-

kan, im Heidekrug weckt Reiselust. Schon in diesen köstlichen Darstellungen vergißt Gutzkow über der Bildung nie das Volk und dessen derb-naive Manieren, über den gesellschaftlichen Vorgängen und den Ideen nie die Natur. Es ist ein muntres Treiben von Kommen und Gehen, von Wirths- und Fuhrleuten, von Knechten und Mägden in diesen Gasthäusern und Krügen, es ist ein Lauschen des Dichtergemüths auf das ewig sich gleichbleibende Naturleben, wie es Cervantes nicht frischer zu geben gewußt hat, den Gutzkow an Fülle der Gesichtspunkte noch überflügelt.

Wie wir Dankmar Wildungen kennen lernen, ist er ganz der Mann, um die weitaussehenden Pläne, die ihn bewegen, in die er den Bruder jetzt erst einweiht, durchzusetzen. Der ganze Uebermuth der Jugend, die sich noch Alles zutraut, ist in ihm, aber auch schon die Reife des Mannes. Er ist Jurist, er ist erst Referendar, er hat ganz die glatten, jovialen, etwas moquanten Redewendungen junger Rechtsbeflissenen des nördlichen Deutschlands und der Residenz; aber er ist ein ideenheller Kopf, ein tiefer Mensch, er hat viel gedacht, nicht bloß Pandekten studirt, und wird, wie ihn die Idee, einen neuen Ritterorden in's Leben zu rufen, einen Orden vom Ahnenthume

des Geistes, gepackt hat, allem Beamtenthum entsagen, und böte man ihm sofort das Portefeuille eines Premierministers. Das ist in dem jungen Manne ein Feuerglaube an den Geist in aller Geschichte, an sich selbst, wie kein Apostel ihn stärker haben konnte, ein Glaube, den er seinem Bruder verkündet, indem er zugleich der Templer und der Johanniter gedenkt, der großen Entdeckungen, die er gemacht hat, vor allem des mysteriösen Schreins, dieser Bundeslade der künftigen Theokratie.

Doch — wir sind im Heidekrug. Der verlorengegangene Schrein befördert schnell. Oben noch Nachts eine muntere Gesellschaft, zumal da Dankmar hinzukommt. Ein solches Nebeneinander bei Trüffeln, Austern und Champagner, wenn man im Alter noch nicht zu weit vorgerückt ist, hat unsägliche Reize, besonders wenn glänzende Gedanken den Sieg im Gespräche sich streitig machen. Es sind nur vier Männer da: Justizrath Schlurck, der Heidekrüger Justus, Dankmar und ein Blousenmann, der sich mehr beobachtend, scheinbar schlafend hält, nur dann und wann vorbricht, und durch seine Kenntnisse überrascht. Wer ist dieser Schlurck, der tief in den Roman eingreift? Sein Name schon hört sich wie eine Auster an, die ein Gourmand eben hinunterschlürft. Schlurck

ist Skeptiker durch und durch, streng genommen sogar Nihilist. Ein gescheidter, viel gesuchter Rechtsmann, aber — ein Genießling ohne Gleichen. Es kommen in dem modernen Advocatenstande viel ähnliche Persönlichkeiten vor, aber in Gutzkow's Schlurck sind sie alle enthalten, alle übertroffen. Schlurck kennt nur zwei Tugenden: Genießenkönnen und Klugsein. Alles übrige ist nichts. Es ist ein Scheindasein die ganze Existenz, ein Schattenspiel an der Wand; aber man muß das Spiel mitmachen, es zu genießen suchen, und klug genug sein, um nicht zu früh zu sterben. Die Seelen, die Potenzen, sind nur Blasenwürfe der Materie. Zwei Potenzen treffen zusammen, und zeugen eine dritte, die wieder Mann oder Weib, weiter zeugt oder wirft, genießt und klug, oder nicht genießt und dumm ist. Grauenhafte Philosophie das, die nicht schwer zu widerlegen ist, indessen sie hat Voltaire'schen Geist, sie fällt ihren Gegner mit boshaften Sophismen an, die ihn lächerlich machen; aber draußen steht schon der Nachtwandler Hackert und zeichnet sein: Du bist gewogen und zu leicht befunden dem Justizrath an die Wand, derselbe Hackert, der ihn künftig von der Schattenpforte des Todes reißt, welche dieser mit frevelnder Hand selbst zu öffnen unternimmt, bis später der Deserteur dem Retter dennoch

zuvorkommt. Es ist der große sittliche Werth des Gutzkow'schen Romans, diese Schlurcks, wie sie in unserer Zeit zahlreich figuriren, in ihrem Matador ein- für allemal gezeichnet zu haben, bis zur naturgeschichtlichen Species, sodaß man jetzt auch die Einzelexemplare leicht herauserkennen wird. Die Consequenzen einer so naßkalten, phosphoreścirenden Molusken-Philosophie erleben wir bald, denn Schlurck, der Priester des Rechts, führt unten in seinem Wagen den Schrein bereits mit sich, den Dankmar eben sucht. Der Gutzkow'sche Dialog ist hier, wie überall, gleich bewundernswerth in der Art, wie er mit seelenkundiger Analyse die Eigenthümlichkeit eines Jeden enthüllt, die Sprechenden einander Vortheile abringen läßt, die Syntheſe nicht bloß des Siegers sondern auch des Besiegten unverzagt immer wieder herstellt, und das Alles in einem so feinfühligen Tonfall der Sprache geltend macht, daß man nicht weiß, was eine höhere Befriedigung gewährt, so sprechen hören oder so mitsprechen können.

Wie sich der Gang des Gesprächs auf Politik wirft, ist Dankmar vorsichtig, aber auch Mannes genug, um einer so verwaschenen Farblosigkeit des Schlurck'schen Charakters gegenüber den seinigen mit edler Freisinnigkeit zu behaupten. Justus dagegen ist einer

von jenen zeitungs- und broschürenbelesenen Philistern, bemerktseinwollenden Wahlbeflissenen, die, wie die Leute sagen, stets mit Nummer Sicher gehen, stets vor Zeugen sprechen, und zwar sehr prononcirt, je nachdem; nämlich nach dem jedesmaligen Stande der Dinge, um sich vorkommenden Falles darauf berufen zu können: hab' ich damals nicht das gesagt und damals nicht das, und bin ich mir nicht stets gleichgeblieben? Der Blousenmann endlich fährt fort sich zurückzuhalten, Takt zu beweisen, und vor allem stille Studien an dem Justizrathe zu machen. Bestimmter lernen wir ihn erst kennen auf der Fahrt nach Plessen. Schon längst mußte ich bei diesem liebenswürdigen Handwerker auf der Wanderung an George Sand denken, wie auch Gutzkow («Die Ritter vom Geiste», 3. Aufl., I, 140) dieser Schriftstellerin erwähnt. Man sollte meinen, jener liebenswürdige Tischler sei derselbe Schreiner, der auf dem Gute des Grafen von Villepreux, in dem Romane: «Le Compagnon du Tour de France», auf dem Schlosse, so feine Arbeiten verrichtet, sich in der Bibliothek der Gräfin Yseult schöne Kenntnisse erworben, und der sich nun verirrt habe bis nach Deutschland. Als er damals eine Stunde von seinen Arbeiten sich abmüßigte, und im Thurm in den prachtvollen Büchern der Gräfin

las, da dachte er wol nicht daran, daß er in einem Gefängnißthurme, wo wir unsern Fremden nächstens finden, auf deutscher Erde seine Freiheit einbüßen würde. Aber Gutzkow's Tischler ist freilich eine volle, nicht minder anmuthige Originalität schon für sich. Er ist ein feiner, für jetzt noch ruhiger, doch in seinen Gedanken schon sehr bestimmt ausgeprägter Charakter; das Gespräch zwischen ihm und Dankmar enthält reiche Beiträge zur Philosophie der Gegenwart, an denen sich Jeder prüfen mag, ob er Romane nur liest, um sich durch die Hast der Ereignisse gegen die Langeweile zu stacheln, oder um seinen innern Menschen mit so edler Gedankennahrung zu erquicken. Daß der junge Tischler die Genußsucht als das Grundverderben unsers Zeitalters und Paris als den Herd derselben bezeichnet, beweist, wie richtig er beobachtet hat bei allen Sympathien für Frankreich. — Diese Genußsucht ist die Schwindsucht der Modernen, die mehr Opfer verschlingt als die Cholera, die Gesetze der sittlichen Welt auflöst, und an die Stelle des Geistes nur noch Stoff und Kraft setzt. Unsere Zeit reist nicht mehr bloß zu den Industrieausstellungen nach London und Paris, sie reist bereits nach Sebastopol auf Genuß, um sich zu weiden am Schlachtenlärm und an dem Feuerwerk, welches

Schiffe und Häuſer in Brand legt, Menſchen ſchneller in Staub verwandelt als Würmer vermögen. Unſere Speculanten ſinnen ſchon darauf, in der Krim bombenfeſte, transportable Hotels zu erbauen, um den Kriegsheeren nachzurücken, Schauluſtige zu befriedigen, und es wird in den Zeitungen bald heißen: alle Plätze ſind bereits vergeben! Das übertrifft die römiſchen Gladiatorenſpiele! — Daß aber unſer Tiſchler ſo weit geht, den Arbeitern mit der Hand auch ſo ſehr das Wort zu reden, um die Arbeiter mit dem Geiſte, die in unſerer Zeit gerade am ſchlechteſten bedacht werden, ſo gering anzuſchlagen, das iſt nicht zu loben, und wir ſehen darin ſchon die Einſeitigkeiten zum Vorſchein kommen, in welche ſich unſer Freund ſpäter verlieren wird. Dankmar ſteuert bereits jetzt, was er kann, ſolchen Schroffheiten zu begegnen, und man ſieht es mit Freude, wie er im Geſpräche mit ſeinem Gefährten idealiſch größer und größer wird, ihm an univerſellem Blick überlegen iſt. Sie wiſſen es, Verehrteſter, ebenſo gut wie ich, wie ſich der Charakter jenes Trefflichen in den minder Trefflichen umſetzt. Wer hätte das glauben ſollen! So kunſtvoll und lebenswahr weiß unſer Dichter allmälig fortzuſchreiten, um die Verwandlungen zur Reife zu bringen. Egon wird uns als Fürſt bekannt. Wir finden ihn

ſpäter, nachdem Hackert ſchon wieder dämoniſch Manches richtig geſpürt hat, dem Tiſchler nie recht getraut, und ſogar in den Wald Reißaus genommen; wir finden ihn in einer Lage, in der er ſein Leben dem Freunde (Dankmar) vertraut, da er mit Erinnerungen belaſtet iſt, die bei aller Ehrenhaftigkeit ſeines Grundprincips allerdings manchen fernern Wankelmuth fürchten laſſen. Doch, ich will nicht vorgreifen.

Haben wir ſchon zweimal Gelegenheit gehabt zu ſehen, wie wirklichkeitgemäß Gutzkow das Volk, die dienende Claſſe, zu ſchildern weiß, bei Gelegenheit des Jägers im Wirthshauſe, und dann der alten Hausbedientenſchaft aus den Zeiten der Fürſtin Amanda; bis auf jene Dunkelheit und Dumpfheit, aus der es oft orakulös wetterleuchtet, und bis auf das ſtyliſtiſch ſo ergreifende Reſponſorium, wie aus einer vereinſamten Kloſterkirche der Vorzeit (I, 190), zwiſchen der alten Brigitte und dem alten Winkler; ſo führt uns der Dichter nun auch mit gleichem Glück einen Mann vor, deſſen Seele längſt im Hofdienſt erſtorben iſt, einen Mann, der nur noch Ordonnanzen und Vollmachten kennt, die er mit der Treue eines apportirenden Pudels auszuführen gewohnt iſt. Jeden ſolcher Befehle erwiedert Kurt Henning Detlev von Harder zu Harderſtein in Gedanken mit einem langen,

ihm anbefohlenen Devotionsstrich, in den er, um zu verharren, sich selbst zu verwandeln hat; etwa wie die Gans, der man einen langen Kreidestrich vom Schnabel bis auf die Tischplatte macht, auch solchen Musterstrich nachahmt, und wie er selbst langgestreckt liegen bleibt. Die Excellenz Detlev von Harder ist der berühmte Erfinder des Satzes ohne Subject und Prädicat, den Vornehme sehr gern brauchen. Die Excellenz hat für Höhere nur ehrerbietiges Schweigen, für Niedere nur anherrschende Commando-Hauptwörter, für Favoriten des weiblichen Geschlechts nur Seufzer, welche die Unaussprechlichkeiten der Liebe verlautbaren sollen, und Attitüden, um die sehr „kleinen Ohren" des eigenen Leibes ihnen sichtbar zu machen.

Aber ich komme auf eine der Glanzpartien unsers Romans, zu jener Abendgesellschaft auf dem Schlosse Hohenberg, gegen das Ende des ersten Bandes. Hier treten besonders zwei Gestalten hervor, die der Dichter mit einem Aufwande von schöpferischer Kraft ausgeführt hat, sodaß sie auch in der Reproduction voranstehen müssen; es ist die Tochter des Justizraths und der Pfarrer von Plessen. Melanie Schlurck, erzogen nach den Grundsätzen ihres Vaters, von der Mutter aus übergroßer Liebe sich selbst überlassen, ihrer

unvergleichlichen Schönheit wegen den Eltern, sich und der Oeffentlichkeit zur Schau gestellt, wächst in einem Hause auf, in dem ein ewiger Rausch von Vergnügungen herrscht. Sie ist nicht bloß der Stolz der Eltern, sie ist fast ihr Vorbild, sie betrachten sie Allen überlegen an Verstand, an Geist, und ihr zu Willen muß Alles dienen. Sie führt schon als Kind das Regiment des Hauses. Aber da ist noch ein Anderer in der Kanzlei des Vaters, eine Art angenommenen Sohnes. Er hat rothes Haar, er verräth häßliche Triebe, er ist anstellig zu jedem Geschäft, und schreibt eine schöne Hand, doch gelüstet's ihn nach der schönern Melanie's. Er faßt diese Hand, wenn er die Besitzerin Abends nach Hause führt. Er nascht von Melanie's Schönheit, er bricht in ihre Unschuld ein. Der erste Schmelz ist gewichen. Hackert wird gezüchtigt, und muß aus dem Hause, aber die Jugend der Jungfrau hilft sich wieder durch, sie erblüht nun erst recht zu einer Anmuth sonder Gleichen. Eine gewisse Melancholie, die sie mitunter überschleicht, eine ewige Ruhelosigkeit macht sie noch reizender. Jetzt ist ihre Schönheit in vollster Blüte, und rivalisirt mit ihrem Geist. Sie gleicht einer Atalanta, sie ist spröde und doch lockend. Sie lebt stets auf der Jagd, und zwar auf der Jagd der Vergnügungen, auf dem schwanken

Seile der Gesellschaft. Sie ist der keckste Aequilibrist, tollkühn und immer glücklich zu Rosse, eine Kunstreiterin der Coquetterie, die Lassally'n, ohnehin Director einer Reitbahn, schon deshalb Gegenstand der Bewerbung sein muß. Sie aber ist nicht zu erobern. Sie spielt mit den Freiern wie mit den Gefahren, wie mit dem Leben. Sie bezaubert Alle durch Schönheit, Kleidung, durch ihre Stegreifpoesie der Wirklichkeit. Die gemeine Klatschrose der Gesellschaftsunterhaltung verwandelt sie in die üppigsten Rosen von Pästum, in Rosen der Poesie, deren eine sie sogar der Excellenz von Harder hinter das dumme kleine Ohr steckt. Aber ein doppeltes Nachtgrauen steht in ihrem Leben dennoch, und verfolgt sie Tag und Nacht; es ist ihr erster Bewerber Hackert und die Zukunft ihres Vaters. So lebt sie ewig auf der Flucht und in der Furcht, und nur über einem Abgrunde flicht sie die Rosen ihrer geselligen Poesie und ihres Leichtsinns.

Und wie verhält es sich denn mit dem Pfarrer von Plessen? Er vertritt wieder in seinem und in andern Ständen eine ganze Gattung der Neuzeit, und man möchte schwören, daß Einem in unsern Tagen der Ueberstürzung und verlorengegangenen Leben viel derartige Geschöpfe vorgekommen seien. In vielen der neuern Kirchenreformer steckten lauter nicht

recht zur Welt gekommene Stromer. Ich construire mir sein Wesen etwa so. Eine starke Sinnlichkeit und der Beifall der Welt waren stets die Triebfedern in Guido Stromer. Er studirte Theologie, und liebte schon auf Universitäten Aufsehen zu erregen. Er verschönerte seine Studien durch Aesthetik, aber nie war es ihm um Erkenntniß der Wahrheit, und nie um den Zweck zu thun, Andern einst nützlich zu werden. Er beeilte seinen Amtsantritt, da er von einem Patronat hörte, das eine Fürstin zu vergeben hätte. Sie war Pietistin, er übernahm das Amt, und wurde auch Pietist. Er konnte auch als solcher — er hatte längst entdeckt, daß er Geist und Darstellungsgabe besitze — seine Schönrednerei glänzen lassen. Die Fürstin selbst hatte noch Geist erübrigt. Aber die Fürstin starb. Guido Stromer ging eines Tages über Feld, und dachte über seine Predigt nach. Die Gedanken strömten ihm zu, und die Sprache wurde ihm wieder zu geistreich für eine Dorfgemeinde. Da wähnte er, eine Stimme zu vernehmen, die da redete: Guido, du bist zu schade für diese Bauern, für dein Weib und deine Kinder, ja für die Kirche! Verlasse sie Alle für immer! Mache dich auf, und labe dich an jedweder Schönheit, und genieße sie, denn Genuß ist erlaubt, und ergieße deinen Geist in die Welt,

denn du biſt ein Genie, und dazu berufen, einer der größten Männer deines Zeitalters zu werden! — Und Guido machte ſich auf, und ging zuerſt in die Abendgeſellſchaft auf das Schloß, um Melanie ſeinen Liebesdienſt darzubringen, und dann in die Reſidenz, um «Das Jahrhundert» zu redigiren, aber auch zu reformiren. So wurde Guido Stromer in einer Reihe von Changements: Renommiſt, Belletriſt, Pietiſt, Journaliſt, Feuilletoniſt, Publiciſt. Es liegt etwas Entſetzenvolles in dieſer Verwandlung, und doch iſt ſie echt modern; in dieſer geiſtreich durchdüftelten Leichtfertigkeit und Schönſeligkeit eines Elenden, der im Stande iſt, den heiligen Beruf ſeines Prieſterthums, ſeiner Gatten- und Vaterliebe als ein zweiter Judas für dreißig Silberlinge, und etwas drüber, des Beifalls zu verkaufen, deren einen ihm jeder Monatstag bringt, da ſeine Zeitung wol auch Sonntags erſcheint. Aber Guido, dieſer Abſchaum des Prieſter- und Schriftſtellerthums, dieſer Kirchenzeiger, der ſich ſtets nach der Weltuhr dreht, dieſer frivole Sophiſt, der mit dem Scheine der Chriſtlichkeit und in der Weiſe einer wohldisponirten Predigt Alles, auch das Verworfenſte, zu rechtfertigen wagt, der lutheriſch, römiſch, deutſchkatholiſch, freigeiſteriſch, muhamedaniſch, jüdiſch, pantheiſtiſch, Alles in einem Athem

zu werden vermag, Guido Stromer, wie der Dichter ihn aus allen diesen Verbuhltheiten als eine fertige Gestalt hervorspringen läßt, wirkt dennoch ethisch auf uns, und zwar mit abschreckender Gewalt, indem er uns vollends all' die verfratzte Geistreichigkeit in unserer heutigen Gesellschaft, dieses Experimentiren mit glänzenden Phrasen in den Tod verleidet, auf daß wir zur Selbstbescheidung und Treue im Kleinen zurückkehren. Gewiß kein geringer Segen eines Romans! Doch — Sie erlauben mir zum Schlusse auch noch des Abendcirkels selbst mit einigen Worten zu gedenken.

Ob es wol Ludwig Tieck, der auch in seiner Häuslichkeit, im geselligen Genre, sehr romantische Tage um sich zu verbreiten wußte, ob es ihm wol je gelungen, nach Berathung mit Dorothea, Agnes und Gräfin Fink, einen solchen Abend bei Thee in die Wirklichkeit zu setzen, wie ihn hier Melanie Schlurck, die fliegende Romantik im Zeitalter der Socialismen, sogar improvisirt? Wie spreizt sich die coquette Bürgerlichkeit, mit einigem neugeschaffenen Adel, in diesen fürstlichen Sälen; aber Melanie ist die Bürgerkönigin, oder vielmehr sie ist ein ganz allerliebster, weiblicher Napoleon, der Welteroberer, der in seiner Weise auch hier die Welt zu erobern und in Bewegung zu setzen

vermag. Melanie weiß, wie ſehr die Meiſten in der Geſelligkeit willenloſe, proſaiſche Werkzeuge, bloße Statiſten ſind. Sie ſind höchſtens Kinder, denen man durch bunte Lappen imponiren muß, oder ſie ſind gar nur Saiten, Taſten, die ruhen, denen aber der Virtuos eine himmliſche Symphonie abgewinnt. Oder ſie ſind freilich auch einfältige Libertins. Das benutzt Melanie auf's Klügſte, je nachdem ſie in einem Kleide mit Schleppe, mit Blonden, mit herausfordernem Sinnenreiz erſcheint, oder ganz wider Erwarten, mitten im Prunk der Geſellſchaft, züchtig wie eine Veſtalin. Heute hat ſie das Erſte erwählt. Sie rechnet auf Zwei, die erhitzt und gefoppt werden müſſen, damit der Eine ſeine Zunge bis zum Exceß gehen laſſe, der Andere zu höchſtem Ergötzen der Geſellſchaft, indem er ſich nicht einmal zu wehren weiß, zum Narren gehalten werde; kurz, ſie rechnet auf Stromer und auf die Excellenz. Noch iſt dieſe nicht da, und man kann wol geſpannt ſein, wie der Geheimrath, dem Range nach der Erſte, dem Geiſte nach der Letzte, unter ſo niederer Race ſich nehmen werde. Endlich iſt der Intendant der königlichen Parks erſchienen, in ausgeſuchteſter Gala ſeiner Amtswürde und der höchſten Kreiſe; befrackt, beringt, bebändert, beſternt. Er iſt zuſehends geheimnißvoll, der Einzige, der Geheim-

rath; er ist offenbar bedenklich, was er hier seinem Range wol vergebe; er ist herablassend und schon wieder beruhigt, da er sich sagen muß, daß er der Liebe hier ein Opfer bringe, die alle Stände ja ausgleicht. Nun erst kommt Melanie in den vollen Virtuosenzug ihres geselligen Talents, nun erst spielt sie zum Entzücken — alle Tonarten stehen ihr zu Gebot — auf den hölzernen Tasten seiner Excellenz, der Herren von Zeisel, von Reichmeyer, des Bürgerlichen und Pferdebändigers (etwas ergrimmt darüber) Lasally, der Weiber von reinem und unreinem Geblüt, der von Zeisel, geborenen Nutzholz-Dünkerke, und der Pfannenstiel, während Mutter Hannchen die Tochter accompagnirt, und sich der salbungsvoll weltlich strömende Stromer sogar mit an's Klavier setzt — ich meine an's Klavier des Gesprächs —, um mit der angebeteten Melanie ein Duett-Quatre-Mains durch alle Himmel seiner aufgewiegelten Phantasie zu jagen. Unter den vier Händen seiner Liebe zu Melanie, im Angesichte und Mitgehör Linchens, seiner Frau, schwatzt der frivole Priester Buhlereien, Erinnerungen an die verstorbene Fürstin, und Alles aus, was ihm auf der unreinen Seele brennt; er verräth dabei, wie weltlichdreist und schöngesetzt seine Rede auch wird, immer noch den Prediger, der seinen Reinhard, seinen Drä-

seke, Schleiermacher zumal, gelesen hat; es ist oft ganz der pietistische Tonfall, in den er wieder gelangt; es könnte der Sprache nach ebenso wol eine Grabrede sein, ungeachtet er in's Weltliche steuert, dem Intendanten zu schmeicheln sucht, oder seine Liebe zu Melanie bekennt. Zuletzt beichtet gar der Champagner aus dem Munde dieses Priesters, Melanie tauft den Getauft-Ungetauften mit solchem Naß, und wie nun gar Excellenz auf Malerei noch zu sprechen kommt, der Leda gedenkt (in deren Mythos bekanntlich die Metamorphose in eine Gans eine Thatsache ist), so steigt die Geselligkeit dieser Abendgesellschaft zu einem Witzfeuerwerke auf, daß Schloß Hohenberg weit in die Gegend und den Roman hinausleuchtet, indem die Excellenz, Detlev von Harder, während Stromer bereits liebestoll ist, unter bengalischen Feuern und Raketengeprassel, trotz seiner Gänserichnatur, auf seiner Braut Quälen, die „kleinen Ohren" öffentlich vorzeigt, und die Romantik ihre höchste Spitze erreicht.

Aber — Hackert's Geist mochte zürnen. Schon geht er wieder um, und es ist von unendlicher Schauerwirkung, wie nach der Raserei solcher Abendlust Nachts Melanie seine Nähe spürt. Nur neue Erfindungen dieser ruhelosen Zauberin können hier retten; Egon's,

des jungen Fürſten, Beſuch wird heute auf Einladung erwartet. Die Verwechſelung, die im Nächſten zwiſchen Dankmar und Egon ſtattfindet, iſt hier ein leitendes Medium zwiſchen den beiden Hauptnerven des Romans, dem früher ſchon ſich geltendmachenden Schrein und dem ſich vorbereitenden Bilde. —

Entſchuldigen Sie, beſter Freund, die Länge meines diesmaligen Schreibens mit dem feſſelnden Reize, den auch auf mich Melanie, obwol ich ihre Coquetterie faſt haſſe, dennoch auszuüben berufen war.

V.

Was iſt es doch für ein Glück um die Exiſtenz, wenn der Horizont unſerer Seele ſich einmal ganz entwölkt hat, wenn, ſo weit wir blicken können, unſer innerer Himmel licht, und der Erde näher iſt, als ſonſt, ſodaß auch das, was wir irdiſch erfahren, uns jetzt vom Himmel geſandt ſcheint. Ich ſchreibe Ihnen heute, wie Sie ſehen, in einer beſonders aufgeräumten Stimmung, und Sie werden fragen, was das auf ſich habe, welches Ereigniß mir ſolches Glück zugeführt. Nicht, daß ſich Melanie's Zauber ſo weit erſtreckten! Nein, eine andere Bekanntſchaft iſt es, die ich gemacht, und die mich allemal, ſo oft ich ihrer gedenke, mit einem namenloſen Wohlſein erfüllt. Ich weiß mir ſelbſt nicht volle Rechenſchaft davon zu geben, denn das höchſte Glück iſt nie ganz zu ergründen. Ich ſchweife nicht ab, ich wollte Ihnen von den «Rittern» ſchreiben, und ſchreibe auch von ihnen. Es iſt ein ſchönes Doppelgeſtirn, welches mich mit

Freude erfüllt, welches seinen kühnen Bogen über Amerika heraufzieht, ganz in mein Zenith rückt, und sogar zu mir herunterkommt, in zwei Menschen sich verwandelt und mit mir verkehrt. Kurz, es ist der Amerikaner Ackermann und sein Sohn (wenn es ein Sohn ist) Selmar, die mich so glücklich machen. Ich habe von so eigenthümlicher Menschenart, bevor ich sie kennen lernte, noch keine Ahnung gehabt. Auch gehaltvolle Charaktere eines Dichterwerks sind Acquisitionen für's Leben, sind Besitznahmen von unendlicher Dauer. Wir schmücken mit ihnen unsere innere Welt, wir haben mit ihnen Umgang fort und fort, und bringen sie in stets neue Beziehungen zu uns wie zu andern Gegenständen, wozu uns Gelegenheit gegeben zu haben, wir dem Dichter Dank wissen sollten.

Gutzkow macht es uns in seinem Romane nicht so leicht, zu entscheiden, welche Charaktere unsere Lieblinge seien. Ich schwanke zwischen Ackermann und Murray, und da es mir weh thäte, einen von Beiden dieser liebenswürdigsten Menschen irgendwie hinter den andern zurückzusetzen, so will ich nur gleich Ihnen gestehen, daß sie Beide in den «Rittern vom Geiste» meine Lieblinge sind.

Es gibt seltene Individuen, die sich uns, und

hätten wir jeden Tag mit ihnen zu verhandeln, in jeder Lage probehaltig zeigen; immer ist es der gleiche Adel der Natur, der Gesinnung, immer ist es die auf den verschiedensten Gebieten bewanderte Bildung, eine Gedankenfülle, die stets neu, eine Thatenlust, die stets als praktisch sich bewährt. So gibt sich uns Ackermann zu erkennen. Vom Anfange bis zur letzten Zeile des Romans, nie kommt er aus diesem Gleise seiner Natur, aus diesem schönen Rhythmus seiner Existenz heraus. Ackermann vereinigt in sich die Idealität des Deutschen mit der Realität des Amerikaners. Kenntnisse, die in jedem Zeitalter zu Hause sind, schnelle Orientirung, Ansiedelungsgabe für jeden Ort sind ihm gleicherweise eigen; über die besondern Epochen europäischer Bildung, deutscher Wissenschaft und Kunst wird er mit Geist und Tiefe zu sprechen wissen, aber uns auch über die politischen wie socialen, industriellen wie ökonomischen Zustände amerikanischer Staaten die genaueste Auskunft geben. Unendliche Weltruhe, Unerschrockenheit vor jedem Menschen, jedem Ereigniß und doch eine Beweglichkeit und Zartheit des Gemüths, reiche, zum Theil tragische Erfahrungen, über die er zu rechter Zeit zu schweigen, zu sprechen, und wie zu sprechen weiß — sind die Gewalten, die uns unüberwindlich zu ihm hinziehen.

So steht der Mann vor uns, wo wir auf ihn treffen, eine Gestalt von männlicher Hoheit, edelster Haltung, feinster Sitte des Umgangs und doch von einer contemplativen Nachdenklichkeit erfüllt, einer Wehmuth durchzittert, die uns seine solid praktischen Zwecke noch räthselhafter machen. — Und nun sein Sohn? Knabe noch, im zartesten Alter schon über den Ocean herübergekommen, in der Anschauung zweier Hemisphären zugleich lebend, voll Umsicht wo er weilt, nach allen Seiten hin, geweckt vom naivsten Einfall bis zum verständigsten, frühreifsten Urtheil, schmiegt er sich mit einer Innigkeit an den Vater an, daß es uns um so mehr überrascht, und eine ganz eigenthümliche Erziehung zu errathen gibt, wie selbständig er sich dem Vater gegenüber auch wieder zeigt. Er erinnert ihn an frühere Aeußerungen, gibt ihm dies und jenes zu bedenken, verräth eine besondere Vorliebe für Europa, für Deutschland, hat überhaupt schon seine ganz aparten Ansichten, und ist doch ganz Pietät und Hingebung an den Vater. Ganz? Nein nicht ganz — und dennoch ist seine Liebe zu diesem die reinste, die innigste, aber die Mutter fehlt ihm, es ist als gingen Vater und Sohn hier auf den Gebreiten des Schlosses Hohenberg ihren Spuren nach, als wäre ihr Geist ihnen hier näher als in Columbia am Missouri. Diese

Sehnſucht und noch eine andere gibt dem Knaben ein wunderbares Gepräge. Es iſt ihm nämlich, wie er in holdſeliger Anmuth der Jugend vor uns wandelt (auch Dankmar iſt ganz Auge für das Kind), als thäte ſeine eigene Natur ihm etwas an, als lüftete ſich die Blüte, um eben leiſe vorzubrechen, als ahnte er tief in ſich den Unterſchied der Geſchlechter, und wie auch er mit dem Blicke von Dankmar nicht zu laſſen weiß, erſcheint er uns im Moment faſt mädchenhaft, faſt verſchämt jungfräulich, was der Dichter aber noch alles in einem lieblichen Zwielicht der Unentſchiedenheit und Vermuthung erſcheinen läßt.

Nun ſind im Nächſten von großer Wirkung für die Welt der Ahnungen und die Zukunft des Romans, die Schmiede und die Waldidylle des Jägerhauſes. In beiden will es uns nie recht geheuer ſein. Eine Schmiede in freier Landſchaft oder am Saume des Waldes, zumal Nachts, wenn es hämmert und Funken ſprüht, iſt immer ſchon poetiſch und myſteriös. Hier aber in dieſer wird es uns beinahe cyklopiſch zu Muthe. Die Cyklopen hatten doch wenigſtens jeder ein Auge. Aber Zeck der Vater iſt ſtockblind, für ihn leuchtet kein Feuer, und der Sohn iſt taub, und hört keinen Hammerſchlag, und doch flammt es und ſprüht es,

hämmert's und klopft's Tag wie Nacht fort, und, wie die Beiden so still und so scheu sind, und Geld verheimlichen und ungern Rede stehen, ahnen wir Arges. Hat man, wie wir, den Roman schon gelesen, so denkt man bei nochmaliger Vertiefung in die Schmiede, bei der wir ab und zu einkehren, an jene Hammerschläge der Korybanten bei den Alten, die das schreiende Kind, den Zeus, vor dem Vater mit dem Getöse verheimlichen wollten. Verheimlichen diese hier auch in einem andern Sinne, in ihrem Gewissen und vor der Welt, den einst schreienden Hackert, der freilich jetzt groß ist, aber dessen einstige Aussetzung immer noch gen Himmel fortschreit, und manch' Gewissen belastet? — Und Aehnliches empfinden wir im Jägerhause, tief dort im Walde. Da drinnen hangen an den Wänden die Gewehre und die Hirschfänger und die Geweihe. Draußen schlagen die Hunde an. Nahe fällt ein Schuß. Die Alte, die Ursula Marzahn, läuft aufgestört an's Fenster, sie sieht übernächtig aus und redet irr', doch auch verständig, und wie vom Alp einer, vieler Todsünden gedrückt. Es ist als hätte sie Hackerten gesehen, und wie sie gesteht, in ihm „das verjüngte Ebenbild ihres Bruders erkannt" zu haben, ist es uns, als wenn in schwarzer Nacht plötzlich ein Mond-

blick die Heide erhellte, ein Gewehrblitz über sie liefe wir sehen Menschen vor uns, wir sehen Frevel ausüben, doch der Mond verhüllt sich, und Alles liegt wieder in tiefstem Dunkel.

Es ist mit Grund zu behaupten, daß in nicht wenigen Romanen der Neueren die Natur in ihrem All- und Einzelleben, was die Kunst und die Lebendigkeit und Wärme der Schilderung betrifft, völlig vernachlässigt wird. Mit Eisenbahnhast fliegt man von Station zu Station, von Hotel zu Hotel, um nur schnell wieder, nachdem man die Mitfahrenden in seiner Beobachtung ausgebeutet hat, bei größern Gesellschaftskreisen anzukommen. Da ist kein Ausruhen mehr bei der Natur, viel weniger eine Vertiefung in ihren Frieden, ihre Schönheit und Erhabenheit, um an ihrer Größe selbst noch zu wachsen, da ist auch kein Blick für ihre Schauer. Von einem Waggon aus sieht man von den herrlichsten Gegenden nur Pünktchen, Schraffirstriche der Gebirgszüge auf Landkarten. Wie Viele verstehen sich jetzt noch in Ansehung der Landschafterei, im Wiedergeben der Erde und des Himmels, ihrer Schatten und ihrer Lichter, geschweige ihrer Gestalten auf den herrlichen Pinsel Jean Paul's, dieses Einzigen, der jetzt oft so gering geschätzt wird? Und war er nicht in der That

in seinem «Titan» ein gottfrommer Titan, der nicht Berge auf Berge wälzte, um die Götter zu stürmen, sondern auf Gebirgsstufen zu Gott selbst emporstieg, und Steine und Blumen und Sterne, Thäler und Hügel und Berge, Bäche, Flüsse und das Meer mit gleicher Liebe hegte und malte, als wenn sie alle nicht bloß den Tempel bildeten, sondern einen lebendigen Chor von Wesen selbst, um auch ihrerseits Gott zu verherrlichen?

Gutzkow weiß uns jenen Mangel auf's Erfreulichste zu vergüten. Obwol er in seinem Roman einen Gestaltenwechsel uns eröffnet, der fast in's Unabsehbare hinausreicht, so führt er uns doch immer auch bei der Natur wieder ein, wodurch er das Bedeutende gewinnt, daß wir aus der Naturfrische nun doppelt gespannt zurückkehren, um der fernern Entwickelung der Geschichte entgegenzugehen. Obwol sein Dankmar ein so resoluter Mensch ist, dessen Verstand gesund, dessen Entschlüsse nie saumselig, dessen Zukunftspläne der Wirklichkeit, dem Leben nie abgekehrt sind, so muß er doch immer wieder bei der Natur einkehren, um sich auf sich selbst zu besinnen, um sich für große Anschauungen zu sammeln, sich über den Hüpfpunkt, Augenblick genannt, schon im Voraus hinwegzuschwingen, und in jene inhaltschweren

Monologe auszubrechen, die jedem edeln Menschen wie laute Gebete des innern Lebens Bedürfniß sind, und an denen auch die «Ritter vom Geiste» so reich sich erweisen. Unter den Gräsern, den Baumschatten, an den süßplätschernden Wellchen der Ulla da keimen und brechen aus Dankmar die fruchtbaren Gedanken hervor, die den Bund der Ritter gründen werden. Gutzkow bekundet in dem Allen die gleiche Tiefe des Denkens und Fühlens. Es ist aber in unserer obenhinlesenden Zeit Gefahr vorhanden, daß gerade die so ergiebigen Ideenschachte unsers Romans, aus denen sich der ganze Bau des Ritterthums prächtig hervorbildet, und zu deren Entdeckung Dankmar'n oft eben der Aufenthalt in der Natur Gelegenheit gibt (wie dort auf dem Wege zum Jägerhause, II, 39), von Manchen übersehen, und nicht vielmehr auf's Eifrigste durchdacht werden. Daher man auf derartige Partien nicht stark genug hinzuweisen vermag.—

Nach diesen idyllischen Wanderungen durch das Dorf Plessen und den lieblichen Ullagrund wird dann auch der Pragmatismus des Romans immer erfolgreicher, die Verknotungen häufen sich, die Ereignisse werden gedrängter, sodaß auch ich, verehrter Freund, für meinen Briefzweck, um wenigstens noch die Hauptcharaktere und Vorgänge mit hereinzunehmen, mich

einer noch festern Zusammenziehung befleißigen muß. Denn man könnte allerdings, was Stoff und Schönheit der Ausführung angeht, über die «Ritter vom Geiste» endlos werden.

Zum Schrein, in dessen unerlaubtem Besitze jetzt Schlurck ist, gesellt sich im Nächsten nun auch das Bild, das der Intendant, streng genommen nicht minder unerlaubt, eben fortzubringen gedenkt. Schrein und Bild werden nun immer mehr die verhängnißvollen Schicksalsknoten namentlich für Dankmar und Egon. Schrein und Bild hat der Dichter so glücklich placirt, sie fangen an so gewaltig aus dem Verborgenen her zu spielen, daß wir sie etwa zweien Spiegelteleskopen Brennspiegeln vergleichen könnten, in deren Lichte wir im Fortgange des Romans dessen Mysterien stets mehr durchdringen. Sie zerlegen eine Menge Nebelflecke, die sich uns in der Ferne noch darstellen, sodaß in ihrem Lichte auch Vater und Sohn (Rodewald und Egon) sich finden. Der eine jener Spiegel brennt aber auch so verzehrend, daß seine Wirkung nicht bloß auf die Gegner Dankmar's, auf den Gewinn des Processes, den Untergang Schlurck's, sondern auch bis an das Ende des Romans, in einer großartigen Perspective bis auf den Tod Hackert's sich hinerstreckt, und daß seine Flammen

auch das öffentliche Urtheil über eine ſo gern im Dunkeln agirende Perſon wie Pauline von Harder beleuchten. Als drittes, als eigentlich fortleitendes Medium, kommt nun noch hinzu die raſtloſe Thätigkeit Dankmar's, deſſen Geſpräch mit Egon im Thurm, deſſen Erſcheinen im Schloß vor Melanie, die ihn für den Fürſten nimmt, die Wirkung des Bildes zur Vollendung bringen.

Egon, ein ausgezeichneter Menſch, der aber für das Leben lange nicht das wird, was er hätte werden können, eröffnet ſein reiches Memoire im Thurme dem Freunde, als ahnte er, daß er ſeine ſchönſte Zeit bereits hinter ſich habe. Auch ihm geht es, wie es einſt Napoleon I. ging, der wol da im hellſten Lichte glänzte, wo er noch ein Ideal in ſeinem Buſen trug, das er an der franzöſiſchen Nation, aufrichtig liberal, noch verwirklichen wollte; als er von Marengo noch trunken von ſeinen Siegen kam. Als er ſpäter den Kaiſer gekoſtet hatte, als er auf der Geſchichtshöhe einer militäriſchen Weltdespotie ſtand, war er für den tiefern Kenner ſchon gefallen. Indem Egon jetzt, obwol Gefangener, ſich daran erinnert, welche Phaſen er durchgemacht, indem er ſeiner Wanderung von Genf aus durch paradieſiſche Gegenden feurig gedenkt, wo er uns die hinreißenden Entzückungen J. J. Rouſſeau's wieder

nahe bringt, als Egon es wagte, trotz jesuitischer Erziehungsexperimente, ein harmloser Arbeiter, ein Mann aus dem Volke zu sein, und noch gar Louison errang, da strahlte und strahlt er — selbst noch in der Erinnerung — eine Anmuth der Persönlichkeit aus, der die feine Erziehung, die gedankenvolle Philosophie noch kleidsamer stehen, und der die Beleuchtung des Gefängnisses noch gar die Märtyrerkrone des treuesten Sohnes aufsetzt. Aber er wird im Palaste wohnen, er wird da von Schmeichlern und Bedienten umschwärmt sein, er wird das Ruder des Staats in die Hand nehmen, die Umstände werden stärker sein als er, und nicht er wird mehr seine Geschichte machen, sondern die Geschichte ihn, er wird sich und seinen Freunden verloren gehen, und doch noch von Denen weggeworfen werden, die er erretten half. Ich muß lächeln, daß ich schon bei Melanie unwillkürlich Napoleon's gedenken mußte. In dieser übereinstimmenden Vorliebe bei Melanie und Egon für's Herrschen liegt vielleicht die Nothwendigkeit ihrer ehelichen Verbindung. Beide, Melanie und Egon, wollten erobern und sich nie erobern lassen; Beide wurden aber erobert, eroberten sich gegenseitig und wurden dann gar noch abgedankt, Melanie sogar von — Dankmar!

Wie nachhaltig die Wendepunkte sind, welche der

Dichter für den Fortgang des Romans erfunden hat, ſehen wir ſogleich an dem Verweilen Dankmar's auf dem Schloſſe, wo er als der vermeinte Fürſt Egon erſcheint. Nicht allein, daß daraus für das Bild fortrückende Conſequenzen entſtehen, auch über Hackert gewinnen wir neue Aufſchlüſſe, und es erſtreckt ſich jenes Erſcheinen in ſeinen Folgen ſogar bis auf das Gelangen des Schreins in den rechtmäßigen Beſitz, bis auf den Gewinn des Proceſſes. Denn ſchwerlich würde Dankmar ſpäter die ſo wichtigen Documente je wieder erhalten haben, wenn er nicht mit Melanie ein Liebesabenteuer gehabt, wenn ſie nicht eine ſo bleibende Neigung für ihn gefaßt hätte. Was Laſſally, der Beſitzer einer Reitbahn, über Hackert beibringt, iſt im höchſten Grade ergreifend, und rundet die ſchwer zu deutende Geſtalt mehr und mehr vor uns ab. Hackert iſt das böſe, tiefinnere Gewiſſen ſeiner ſelbſt und das nach außen reflectirte Derer, die ihn auf ihrem Gewiſſen haben. Unſtät wie er iſt, unterſcheiden wir deutlich einen Wechſel in ſeinem Leben. Zu einer gewiſſen Zeit geht er wie ein Gezeichneter unter den Menſchen umher, indem ihn Gewiſſensqualen und Menſchenhaß bis zur Wuth belaſten. Dann gedenkt er bei ſich jener Spitzkugeln, die er einſt den Pferden Laſally's in das Gehirn getrieben.

Sie werden zu Blei-, zu Eisengewichten für ihn, die er wie ein Verbrecher an den Füßen schleppt, sodaß er nicht recht fortkommt. Er zuckt furchtbar zusammen unter solcher Last. Er sieht die Gerippe der zusammengeschossenen Pferde vor sich. Sie stürmen und schnauben gegen ihn vor wie das schwarze Gespann des Hades, als ballten sie sich aus der Luft vor ihm zusammen. Sie spannen sich an ihn an, als wollten sie ihn von entgegengesetzten Seiten her auseinanderreißen. Sie gehen mit ihm durch, wohin? in den Mondschein, in das Nachtwandeln. — Zu einer andern Zeit dagegen ist Hackert erleichtert und wie beflügelt an den Füßen; er ist frivol, er schmettert von Witz, oft sogar von Humor; er blickt in die tiefsten Verborgenheiten, er sieht, erkennt selbst in der Nacht, wie es den Katzen gegeben, aber er ist dann auch nicht selten von Gemüth sehr gut, von einer Aufrichtigkeit gegen Andere erfüllt, die ihn zu jedem Opfer bereit macht. Und das scheint in der That seine eigentliche Natur zu sein. — Endlich kommt eine Zeit über ihn, in der er nicht gerade vom Gewissen gequält wird, aber von Aversionen, Antipathien belästigt, oder vom Geschlechtstriebe, sogar von wirklicher Liebe gestachelt; dann geht er mit sich selbst durch, bricht in den Wald ein (wie dort plötzlich auf

der Fahrt vom Einspänner Dankmar's) und wo, wie, wovon er dann Tage, Wochen lang lebt, weiß kein Mensch, bis er wieder urplötzlich da ist und vor Schlurck, ja sogar vor Melanie steht, im Saale erscheint, wo sie ist, ja wol im Wagen, in dem sie fährt, sie mit entsetzenvollen Liebkosungen überschüttet. Doch ich muß hier leider abbrechen. —

Es sind in dem prächtigen Nachtstück Lichteffecte der stärksten Art unter dem Silberblicke des reinsten Mondes; es sind Blitze des Dichtergenius von den höchsten Höhen der Poesie, wie im Park, in verführerischer Einsamkeit, Melanie alle Sprödigkeit vergißt und Dankmar'n umfängt. Sie hat ihn mit solchen Reizen der Schönheit, der Stimme, der Liebesgluten umstrickt, daß auch er seiner sonstigen Besonnenheit nicht mehr Herr ist; es kommt, wie Melanie ihn berührt, er sie in seinen Armen fühlt, wie ein Traum über ihn. Keine italienische Nacht kann glutenreicher sein. Aber der edle Mensch fühlt auch im Traume, wie süße Umarmungen ihn locken mögen, jenes Sittengesetz, das Erde und Himmel zusammenhält, und über das er nimmer hinaus mag. So Dankmar selbst jetzt. Keines seiner Ideale droben erlosch, nun er das eine, in Erfüllung gegangene, in seinen Armen zu haben wähnte. Wie aber sogar der Liebeswahn

die Kraft potenzirt, das erleben wir in der Energie, mit der Dankmar dem eben wieder geſpenſtig auftauchenden Hackert begegnet, mit der er den Thurm erklettert, um Egon zu holen. —

Auf der Rückfahrt nach der Reſidenz entwickelt Melanie eine Reihe von Metamorphoſen ihrer weiblichen Proteusnatur, welche in Erſtaunen ſetzen. Sie kennt, wie der Dichter ſelbſt, keine Erſchöpfung. Melanie iſt beſonders reizend in der Poeſie des Augenblicks, in der Unberechenbarkeit ihrer Einfälle. Was leben und lebenlaſſen, was das Gedankenpulſiren dieſes wunderbaren Herzſchlages der Exiſtenz betrifft, dieſes Frohwerden des Daſeins in der Geſellſchaft, ſo iſt ſie darin einzig, und keine Franzöſin wird ſobald ſolchen Sprudel von Geiſt erreichen. Sie iſt ewig neu, nämlich für den Geſunden, den Lebensfrohen, den Leichtſinnigen, neu wie jeder Moment des Lebens ſelbſt. Noch dazu iſt ſie auch hier nicht auf bloßen Klatſch aus, ſondern trifft mit ihren Pointen tiefwurzelnde Schäden der Zeit, wie tugendhaft ſie auch ſcheinen, bis auf die Rippes einer ſeinſollenden Erbaulichkeit, bis auf die geiſtlichen Muſiken vor Frauen und Töchtern edler Herkunft. Das Capitel „Natur und Geiſt" ſcheint mir mit dieſen Worten zu abſtract bezeichnet, da doch ſonſt auch die Ueberſchriften ſchon

von frischester Staffage sind. Auch hier die lustigste Parforcejagd. Auch der bekannte Vogt und seine Anhänger können sich von Melanie das Ihrige entnehmen. Die Thierseelenkunde in allen Ehren gehalten, jedoch bis zur Absurdität darf man sie nicht treiben. Zwei identische Theorien, von denen aber die eine beim Aberwitz anlangt, können sehr wohl von zwei ganz verschiedenen Seiten herkommen, von der loyalen (Dagobert von Harder) und radicalen; von denen jedoch jene nicht im mindesten der bloßen Tagesfrömmigkeit huldigt, diese dagegen sich über allen Menschengeist hinausdünkt, oder sie müßte sich denn tief unter ihm behagen.

Neben Melanie muß ich hier noch Lasally's gedenken. Auch dieser Charakter durfte unserm Weltromane nicht fehlen, denn Lasallys trifft man in unserer Zeit in allen Städten, in denen ein gewisser Luxus und chevalereske Manieren sich zusammendrängen. Völlig ihnen ebenbürtig — den Rittern vom Pferde — wird nun zwar, obwol er ein Reiter im Paradestyl ist, der Dirigent einer Reitbahn von den Cavalieren nicht genommen werden, aber er macht sich auch nichts daraus und befriedigt sich mit ihren Louisdoren. Lasally ist kein übler Mensch, er hat seine scharfbeschlagenen, funkengebenden Einfälle, die

er im Geſelligen vorreitet; aber es iſt ein Unglück, wenn Leute ihren Stand nicht vergeſſen können. Es gibt höhere Militärs, die als Entrepreneure bei Tanzarrangements, vielleicht als Vorbereitung zu Bällen, wo es gilt, einem auserleſenen Damenflor Touren mit aller Feinheit der Galanterie kaum beizubringen, vielmehr nur zu entlocken, doch mit aller Dreſſur und im Commandoton der Exercirplätze verfahren. So geht es Laſally. Selbſt wo der Rhythmus der Geſelligkeit im ſchönſten Gange iſt, klatſcht Laſally, wie aus Gewohnheit, mit der Hetzpeitſche ſeiner Bemerkungen und Launen dazwiſchen; wie ein Kunſtreiter ſeine Untergebenen, ſogar wenn ſie es bei den Klängen der Muſik noch ſo gut machen, gern mit ſolchen Knalleffecten begleitet. Für Laſally exiſtiren nur Pferde und Jockeys. Er kann ſich zurückhalten, er hat ſeine feinern Redewendungen, aber immer ſtehen die Pferdepaſſionen nur wie an der Halfter, um, zumal wenn er gereizt wird, ſogleich losgelaſſen zu werden. So trefflich und aus einem Guß hat auch ihn der Dichter hingeſtellt und ferner bedacht, daß ſelbſt da, wo Laſally mit Schlurck ſich auseinanderſetzt, er ſich doch für Melanie nur mit einer Summe abfinden läßt, als handle es ſich um ein koſtbares Pferd.

Auch Juſtus, dem Heidekrüger, begegnen wir wieder,

und es werden über die ganze Misère unserer Jetztzeit, bei Gelegenheit unerquicklich politischer Zustände, die schärfsten Laugen ausgegossen; aber welches reine Gemüth verkündet sich hinter dem Allen, und bedauert, daß der Jammer, trotz aller Staatskunst und Bildung, kein Ende nehmen will! Wenn Dankmar ausruft: „Wo ist auch noch ein Trost für unbefriedigte Gemüther unserer Zeit, als allein in der Liebe? Wo ist die Bürgschaft noch, daß in den Schrecken der Empörungen und Kriege, in den schaudervollen Gerichten der Rache noch etwas vom Ewigen und Menschlichen sich erhält, als in der Liebe? Wo werden noch Worte des Lebens gesprochen, wo rinnen noch Thränen der Freude, wo weht noch der Hauch des stillen Einverständnisses, wo ist noch Liebe, als in der Liebe!" (II, 241), so ist in solchen Sätzen denn doch ein- für allemal, noch außer dem sonstigen Reichthum, der Charakter und die Gesinnung unsers Romans entschieden ausgesprochen; und was wollt ihr also, ihr Feinde desselben und Verleumder?

Nun gar wieder da, wo Ackermann in der monderhellten Nacht dem schlafenden Dankmar das Bild unter das Kissen legt, eine Locke ihm abschneidet, da erreichen wir auf's Neue einen der Höhenpunkte des Dichterwerks; wir schauen schon fern in den Ullagrund

hinein, wo drei Glückliche sind, und die Locke den Brautbewerber legitimirt. Jetzt aber ist es die Friedensfeier, mitten im Tumulte des Gasthauses und doch einer höhern Welt; es ist als schaute die ganze Idealwelt vom Himmel herab, wenn sie nicht in Ackermann sogar einen Abgesandten schickte, um sich mit zu freuen einer der Scenen wie sie auf Erden selten sind; es ist als wenn Dankmar in eine höhere Existenz hinüber verklärt würde, nun ihn der Athem eines solchen Genius berührt; er weiß, was um ihn her vorgeht, und weiß es doch auch nicht, denn Traum und Wachen sind oft so keins von beiden, wie jetzt in Dankmar, daß sehr wohl auch das Leben nach dem Tode, trotz eurer Schulmeister-Logik, noch etwas Drittes sein könnte außer Nichtsein und Sein, nämlich etwas Anderes als was ihr jetzt so nennt.

Nach einer solchen Einkehr des Erhabenen bei den Menschen auf Erden sind wir nun doppelt empfänglich für eine Komik, welche freilich alle Gefahren des Lach- und Stickkrampfes mit sich führt. Aber nein, mein Freund, Lachen aus solchen Beweggründen ist gesund, und das Lachen über das, was Melanie, nachdem sie das Bild erhalten, dem Intendanten bereitet, hat mir eine Asthma hinweggenommen. Stellen Sie es sich mit mir nur noch einmal vor, welche

Hörner schon die Braut, und noch dazu eine Verirbraut, seiner Excellenz auffetzt; wie dieselbe als Hornthier den Meubleswagen besteigen, die Thür in's Schloß schnappt und derselbe Mann, dessen Mund noch immer nach der frischen Auster Schlurck gelüstet, in der Menagerie auf- und davongefahren wird, um in der Residenz als eine Seltenheit von Gethier vorgezeigt zu werden. —

Aber auch wir wären jetzt in der Residenz angelangt, wo mit den „neuen Menschen" (I, 253) in der That ein ganz neues Nebeneinander unsern Blicken aufgeht. Wir sind jetzt, nach dem was ich über die Structur des Romans schon früher bemerkt, auf dem Hauptterrain seiner Massenwirkungen angekommen. Eine ungeheuere Perspective über die endlose Stadt hin eröffnet sich uns. Aber schon die Art Landhaus außerhalb der Ringmauer, an dem wir absteigen, wo das nächste Nebeneinander von Hausfluren, Entrées, Boudoirs, Arbeits- und Gesellschaftszimmern eine schnelle Orientirung nicht so leicht macht, läßt vermuthen, daß wir an diesem Ort auf manche Räthselhaftigkeit stoßen werden, die erst spät ihre Lösung finden dürfte. Noch dazu machen wir die Bekanntschaft mit zwei Frauen, welche die Räthsel vermehren. Hier sind jedenfalls unheimliche Erinnerungen, Leidenschaften, Intriguen,

Pläne, aber auch die äußersten Besorgnisse vor der Zukunft im Spiel. Die eine der Frauen hat vornehmen Pli, ihre Rede verräth außerordentliche Bildung, der Falkenblick ihres Auges läßt auf einen entsprechenden Verstand schließen. Die ältere scheint mehr emporgekommen als Aristokratin von Geburt; wir entdecken in ihr eine gemeine aber verschmitzte Natur, die schon mit dieser, ohne Bildung, auszukommen gedenkt; sie hat den Blick eines Luchses, sie hat etwas Bemutterndes, Beschwichtigendes, Ausredendes im Verhältniß zu ihrer Freundin. Sie hellt auf, wo jene vielleicht zu schwarz sieht, sie bemäntelt, wo jene sich anklagen möchte. Aus Allem entnehmen wir zuletzt, daß Beide, Pauline und die Ludmer, im Nebeneinander einer gleichen moralischen Verworfenheit sich befinden. Das Bild ist auch hier wieder der Brennspiegel, dessen Tragweite bis in diese Villa reicht. Es wird von Pauline vermißt und doch gefürchtet. Sie fürchtet in dem Spiegel dieses Bildes ihr eigenes Seelenbild zu finden, vor dem sie zurückbebt.

Der zweite Band des Romans führt uns bis zur Ankunft der Gräfin d'Azimont in der Residenz. Uebrigens hat Pauline von Harder, obwol bedeutend herangelebt, ja alt, noch immer ihren Liebreiz; es ist

der letzte, allerletzte Nachschimmer ihres einstigen Wesens, da sie noch moralisch war. Der jetzige Reiz wird ihr mehr aufgelegt durch Schminke der Bildung, durch die ihr zur Gewohnheit gewordenen Tournüren und Allüren — immerhin darf man bei dem letzten Worte hier nicht bloß an Pferde, auch an den Teufel denken — der Salons, vor allem durch einen Aufwand von Geist, den sie im Brillantfeuer der Geselligkeit geltend zu machen versteht. Ungeachtet wir uns vor ihr entsetzen, so hat Pauline doch etwas von der Weichheit des Tones, der Grazie der Bewegung gebildeter Berlinerinnen. Ihre Billets sogar schatten jenen Liebreiz noch ab — wie das an die d'Azimont (II, 297) —, ungeachtet sie solche oft in voller Verzweiflung hinwirft; die Sentiments, die Außersichseins, die, wenn auch erheuchelten Innigkeiten, nebenbei auch die Blicke auf Familienähnlichkeiten, Alles und Jedes ist echtdamenhaft, frauenzimmerlich. Wäre die Schreiberin nicht alt und wäre sie nicht unmoralisch, man könnte sich schon in ihren Styl, in diesen malerisch geworfenen Shawl ihrer Rede verlieben.

VI.

Darf man denn in trüber Stimmung dem Freunde einen Brief ſchreiben, wenn der Schmerz über die Gebrechen der Menſchheit, die freilich unſere eigenen ſind, in unſerer Seele wühlt und wir nicht wiſſen, wie wir ihn lindern ſollen? Ich beantworte meine Frage durch dieſe Zeilen ſelbſt, und Sie, Verehrteſter, werden meine Antwort gut heißen. Sie ſehen, es iſt mir heut' nicht ſo zu Muthe, wie an jenem unvergeßlichen Tage, da Ackermann und ſein holder Knabe an mir vorüberzogen, ſogar bei meinen innerſten Sympathien einſprachen. Es iſt heute Pauline von Harder, die einen langen Schatten mir in die Seele wirft. Iſt doch der Widerſpruch in jener Frau der der menſchlichen Natur ſelbſt, den Wenige nur ausgleichen. Iſt doch unſere ganze Culturgeſchichte von jenem Widerſpruche durchzogen! So viel Geiſt, ſo viel Scharfblick, Verlangen nach Wohlſein, Gabe, Andern und ſich das Leben zu verſchönen, und doch die Ver-

blendung, daß man ein dauerndes Glück erreichen werde, ohne das moralische Gesetz der Weltordnung zu erfüllen. In Paulinen eine so scharfe Kritik der „Gesellschaften" und der „kleinen Cirkel", und doch der merkwürdige Wahn, man könne an der Spitze einer geistreichen Coterie, durch Schriftstellerei in der Weise von «Amarantha» und «Nadasdi» und nun gar durch ein politisches Journal, redigirt von einem belletristischen Exprieſter, eine unüberwindliche Macht werden, um durch «Das Jahrhundert» das Jahrhundert zu reformiren, um den ungeheuern Katastrophen des Weltlaufs und der letzten des Todes ruhig entgegenzusehen. Doch freilich aus höhern Kreisen hergekommen, aber auch aus der Zeit der sogenannten Wiedergeburt Deutschlands, wo indessen bald sehr begründete Unzufriedenheiten im Oeffentlichen laut wurden, groß geworden unter dem Hochgenusse der deutschen Classik und Romantik, unter den stolzen Einflüssen einer Philosophie, die genial und wahrhaftig nicht blöde war, dann in eine flaue Zeit der Politik hinübergelebt, auf Reisen, in den schönsten Ländern, mit den seltensten Männern umgetrieben, von denen zwei ihr ewiges Theil besser zu retten verstanden als Pauline selbst, zuletzt verwelkt, verbittert, vergrollt, vom Glänzenwollen, der Herrschsucht gespornt, ohne Fähigkeit zum Humor,

ohne gesundes Vertrauen auf Gott; — man begreift ein solches Weib, die ein Reich mit Umsicht hätte regieren können, und sich selbst nicht regierte, sondern sogar moralisch ruinirte. Wir werden ihr noch öfter begegnen. Aber — daß man sie in ihrer sittlichen Versunkenheit schon jetzt sich deutlich macht, ist immer schon etwas.

Sie sehen, das Schreiben an einen Freund hat immer sein Gutes; ich fange an mich zu beruhigen. Und daß mein Himmel sich vollends erheitere, ich treffe auf meine Lieblinge, auf Ackermann und Selmar. Wir finden sie auf dem Gange zum Palais des Fürsten, der todeskrank ist. Sie treten wieder so leise wie mit Geisterschritten auf, als gelte es den Kranken nicht zu stören sondern zu erquicken. Das Gespräch zwischen den Beiden ist von einer Geistigkeit durchduftet, von einer Hoheit erfüllt, in einer so verständigen und doch tief gemüthvollen Bestimmtheit gefaßt, daß es uns sogleich die selten gearteten Gestalten wieder kundgibt, welche es führen. Wie Ackermann es dem mädchenhaften Sohne unter der Hand sagt, daß Egon „vornehm und leichtsinnig" sei (III, 47), indem Beide doch Dankmar meinen und was sonst noch gesprochen wird, haucht uns aus dem Allen die Lieblichkeit, Innigkeit, Klugheit der Engel entgegen. Auch sieht man, was ein solch' amerikanischer Vater

einem Kinde ſchon bieten darf. Ackermann ſpielt an der angeführten Stelle ſogar auf Melanie an. Aber trotz Engelnatur und ihrer menſchenfreundlichen Sendung, trotz Zartheit und Idealität der Fürſorge und Liebe, die zum Kranken zieht, es fehlt unſerm prächtigen Amerikaner auch nicht an realiſtiſcher Energie. Er beweiſt es in der nachfolgenden „Scene", im Namen der Gerechtigkeit, an Schlurck. Auch iſt die Tugend, die Ehrlichkeit, noch dazu in einem Manne von ſo idealer und zugleich praktiſcher Gediegenheit, ſtets ſtärker als die Klugheit, die nur verdienen und genießen will. Die Worte, laut gegen Schlurck gerichtet, aus dem Munde eines Ackermann: „Nein Schurke, nie!" bringen eine Totalveränderung in dem ganzen Romane hervor, und wirken auf den Juſtizrath wie ein erſter Anfall von Schlag, der ſich zu wiederholen pflegt, bis er den Tod in ſeinem Geleite mitbringt.

Was ſoll ich nun aber von Louis Armand ſagen, den wir hier zum erſten male kennen lernen, und zwar am Krankenbette des Fürſten, ſeines Freundes? Der fürwahr (wie die andern Ritter vom Geiſte) hat gerechten Anſpruch darauf, einer von den „neuen Menſchen" zu ſein, im beſten Sinne des Wortes, welche das vierzehnte Capitel des zweiten Buches verkündet. Louis Armand iſt einer von den bereits ausgewachſenen

Menſchen der Zukunft, wie auch Goethe und George Sand ſolche ſchon andeuten und ausführen. Das ganze ſchöne Frankreich liegt vor uns, um uns, wo wir mit Armand verkehren; aber auch Deutſchland umgibt uns — es iſt der Zauber der Poeſie, die ein ſolches Neben- und Ineinander zu malen vermag —, denn ſeine Mutter war eine Deutſche und er hatte, weich und wehmüthig wie ſein Gemüth, nachdenklich wie ſein Kopf iſt, eine Sehnſucht nach uns. Ja, dieſer Louis iſt nur ein ſchlichter Arbeiter, ein Arbeiter mit der Hand; ſein Handwerk hat aber einen wahrhaft goldenen Boden, denn er iſt ein Vergolder. Und noch mehr als dieſes. Das Gold der Morgenröthe, deren Stunde ja ohnehin Gold im Munde führt, der Morgenröthe einer ſchönern Zukunft, liegt ſeinem Blicke offen und er lebt ihr entgegen. Ob Schwielen ſeine Hand drücken, ob immerhin er Communiſt iſt, er iſt ein redlicher Arbeiter, der mit der Werkthätigkeit bereits die Feier verbindet; denn Louis hat ſich ſeine ganz eigene Philoſophie geſchaffen und auch die Poeſie übt er, und wenn er ſeine Strophen baut, ſo wohnt Wehmuth darinnen über das arme Volk, das noch immer im Schweiße des Angeſichts Früchte gewinnt, welche die Reichen vergeuden. Doch was iſt die Sklaverei der Gegenwart gegen die Freiheit der Zukunft! Wo ihr dieſen Ar-

mand auch ſeht, bei ſeinen Goldleiſten oder im Palaſt des Fürſten, mit Fränzchen Heuniſch, um deren Hand er nicht einmal zu werben wagt, deren reine, zarte Blumenſeele er nur behüten will, oder mit den Wildungen bei Dyſtra, Generalen und Diplomaten gegenüber; nirgend wird er ſich überheben, überall iſt er die Beſcheidenheit ſelbſt, die liebenswürdigſte Zurückhaltung, und doch was er ſagt und wie er es ſagt, es iſt Freimuth drin und Menſchenwürde und ſein Wort iſt wie ein goldener, ſinnig geprägter Rahmen aus Roſenholz, der Wohlgeruch athmet und ein ſchönes Bild umſchließt. Komm bald, o Zeit, die uns ſolcher Handwerker viele bringt, die mit einem Goldrahmen das ganze Leben umfangen, denn ein herrliches Gemälde verdient auch eine würdige Einfaſſung! —

Die Figurationen, die Gruppen, die einzelnen und nicht mehr zu überſehenden Sphären im Organismus oder vielmehr im Syſteme unſers Romans ſenden jetzt ſtets dichtere, ſtrahlenförmige Radien nach dem Centrum aus, um welches ſie ſich immer ſchneller, zugleich ſich annähernd, bewegen, mit den Geiſtern, welche ſie treiben; ſodaß auch ich mich beſchleunigen muß, um nicht gar zu weit hinter dem ordnenden Meiſter von dem Allen zurückzubleiben, die Mitte zu durchdringen und noch die entgegengeſetzte Peripherie

zu erreichen; wenn ich auch sehr bedeutende Partien völlig liegen lassen muß. Ich kann Ihnen, verehrter Freund, hier nur trockene Sternenverzeichnisse liefern in Vergleich mit der Fülle der Ereignisse und Gestalten, welche in dem Kosmos des ganzen Werkes auf- und niedergehen.

Der dritte Band führt uns bis zum Besuche der d'Azimont bei Pauline von Harder oder vielmehr bis zu dem leidenschaftlichsten Händeringen einer aus Liebe Verzweifelten, die ihre Ströme von Thränen ausweint in ein Herz, das zwar Verstellungen hat und noch Beklemmungen kennt, jedoch sicher nicht mehr Mitempfindungen für solche Jugendschwärmereien, ob sie die Schwärmerin auch dem Wahnsinn überlieferten. Der vierte Band endet mit der Auflösung eines Hauptknotens, indem Dankmar nicht bloß den Schrein wiedererhält, sondern auch die eigentlichen Mysterien desselben, deren Documente ihm Melanie in die Hand legt.

Ich will von dem Propste Gelbsattel schweigen, der da beweist, daß es nicht allein politische Windzeichen, sondern auch Kirchenfahnen gibt, die sich nach dem Wetter der Zeit drehen, ehe man die Hand umkehrt, gebildete Schönredner im Amte, von salbungsvoller Lauheit, einer heiligen Geistreichigkeit, die unter dem Vorwande von Familienbesuchen aus Seelsorge

ganz andere Studien zu ihrem Vortheile treiben und sich nur dadurch eben von den Stromern unterscheiden, daß sie weltklüger sind, und nie eine Pfründe aufgeben ohne eine fettere zu haben. Auch über Drommeldey, dessen Name wieder vortrefflich erfunden ist, muß ich mich leider des Nähern enthalten. Seine wahre Meinung, nicht bloß von der Krankheit, von dem Vermögen des Arztes, auch von den innern Missionen, wird selbst der Hof nie erfahren; aber Drommeldey wird über alle diese geistvoll zu sprechen verstehen und stets ein aufgeräumter Gesellschafter sein und wird, wenn er Abends nach Hause kommt, vor Lachen nicht zu bleiben wissen. Drommeldey weiß, daß sprechen bei Patienten mehr hilft als schreiben, nämlich Recepte. Aus jedem Rohre weiß er sich Pfeifen zu schneiden, nach denen seine Patienten tanzen müssen, und er bläst sie ausgezeichnet; aus jedem Wuste und Schlamme (ohne im Ernst auf die Wirkung von Schlammbädern etwas zu geben) des Magens und der Eingeweide weiß er Gedanken der Unterhaltung zu locken, wie die Rohrdommel, die ja auch Rohrdrommel heißt, ebenfalls das Rohr liebt, und den Kopf in den Schlamm steckt, um recht wirksame Töne zu vollführen. O, über die Unwissenheit nicht weniger Heilkünstler, die am Krankenbette so

wenig Gebrauch von der Converſation zu machen wiſſen! Ich wünſchte, lieber Freund, ſchon deshalb, daß recht viele Aerzte und Diakoniſſinnen frommer und vornehmer Heilanſtalten Gutzkow's «Ritter vom Geiſte» ſtudirten, um nicht bloß homöopathiſch oder allopathiſch, ſondern auch drommeldeyiſch helfen zu können und Abends auf ihrem Zimmer über die Menſchen zu lachen. —

Ich mag ſolche Romane nicht, die uns die Natur verfälſchen und die Ideen nicht ſelten uns völlig ſchuldig bleiben, um uns ſtatt deren ewig nur den Salon und die Saiſon in ihrer Blaſirtheit oder gar die Tugend und Emancipation im Rieſenſtyl des Humbugs unterzuſchieben. Das lieſt ſich die Seele aus dem Leibe weg an einem ſolchen Roman, die Seele, die, wenn auch nicht der Schwarze, der Teufel holt, doch irgend ein ſchwarzwälder Bauer oder ein Schwarzer aus Onkel Tom's Hütte verſpeiſt. Wie friſch und rein uns die Natur in den «Rittern» wieder einmal vorgeführt wird, das wiſſen wir ſchon, aber — wir wollen auch Bildung, wir wollen Geſpräche, die uns Gedanken ſpenden, die uns Tage und Wochen lang zu denken geben, und wollen ſie in der reinſten Sprachform. Wer mit dem Oheim in Goethe's «Meiſter» — «Bekenntniſſe einer ſchönen Seele» — Umgang gehabt

hat, oder mit dem Fremden, der anatomiſche Präparate als Kunſtwerke verfertigt — in den «Wanderjahren» —, vergißt das nimmer und iſt nicht ſo leicht zu befriedigen. Das aber laß ich mir gefallen, was ich in dem Capitel „Die Ganzen und die Halben" (III, 173) in Erfahrung bringe. Dieſer Dialog der Maler iſt claſſiſch in jedem Betracht, ein Seitenſtück zu ihm das Geſpräch zwiſchen Ackermann und Leidenfroſt in der Willing'ſchen Fabrik (IV, 204) als Intermezzo des Fortunaballs. Gutzkow handhabt den Dialog ureigen. Schon in «Maha Guru», in «Seraphine», im «Blaſedow» trat das glänzend hervor. Da kommen Menſchen zuſammen, die was zu ſagen haben. Da iſt die Sprache noch von keiner Akademie vorgeſchrieben, ſie wächſt in aller Ueppigkeit aus dem Individuellen der Sprechenden, aus dem Keimpunkte des Augenblicks hervor, ſie hat Maß, aber ſie hat auch Uebermuth. — Wir finden dort in unſerm Romane vier Maler im Atelier des Profeſſor Berg. Zwei von ihnen, Reichmeyer und Heinrichſon, ſind wie ihr Naturell ziemlich auf's Weltliche aus. Den letzten müſſen wir ſpäter ſogar verachten, wenn wir an Auguſte Ludmer denken. Leidenfroſt iſt Humoriſt. Durchſchüttelt vom Schickſal, vielſeitig an Kenntniß, vielleicht der Technik mit mehr Neigung zugewandt als der Malerei, liebt er den Ernſt zu parodiren, ob

er auch probehaltig sei. Er kehrt Widerhaken heraus, er ist scharf, beizend und beißend nach allen Seiten hin, aber voller Gesichtspunkte und für Ideen empfänglich. Siegbert, den wir bereits kennen, ist offenbar der Bedeutendste von Allen, er siegt durch Nachgiebigkeit, er ist unerschütterlich in seiner Sanftmuth und lebt in Anschauungen, die so fruchtbar, so groß, so weltverklärend mit dem Pinsel sind, daß ihm nur eine andere Zeit fehlt; er würde unter einem geistesverwandten Meister der Vorzeit vielleicht ein ähnlicher Meister geworden sein. Was die genannten Vier nun hin und her sprechen in der Keckheit des Augenblicks, zur Gedankenwürze an der Staffelei, das ist voll Charakteristik für unsere Gegenwart. Wie sich hier den Malern die Kritik als hyperkritisch ergibt, so ist die Kritik im großen Ganzen in unsern Tagen, so verhält sie sich zum Christenthum, so zu den Werken der echten Production. Jeder gravire sich doch die Worte Leidenfrost's (III, 184) tief in die Seele ein, wie man heute mit dem Ideal umgeht, wie das, was sich den Prunk damit gibt, eitel Lügerei ist. — Daß es sich in diesem Gespräch um zwei Bilder handelt, die Christus und Nikodemus sehr verschiedentlich darstellen, ist für das Ritterthum vom Geiste bedeutend genug. Die Menschheit soll ja endlich aus dem

Grunde wiedergeboren werden. Auch hat Siegbert wieder einen herrlichen Blick, wenn er in dem einen Bilde die Perſon Chriſti vermißt. Was Perſon iſt, Würde jedes Menſchen auch für die Zukunft, Würde aus dem Geiſt und für den Geiſt, die in unſerer Zeit noch gar nicht genug reſpectirt wird, das kann man erſt aus dem Neuen Teſtamente von Chriſto lernen. Gerade aus dem Geſpräche Chriſti mit Nikodemus leuchtet in überirdiſchem Glanze eine Perſönlichkeit hervor, die nichts mehr mit Fraubaſenſchaften, mit Verwandtſchaften des Blutes, mit Ahnenthümern und Stammbäumen zu thun hat, ſondern nur mit dem Geiſte, der einzig der Herr der Welt, ſomit aber Perſon in eminenteſter Bedeutung des Wortes iſt, und dem wieder beigetreten zu ſein, im Zeitalter einer materialiſtiſchen Stumpfheit, einer oft ſchwachköpfig gewordenen Kritik, die ſich nun wieder in die abſtracte Sittlichkeit wirft, infallibel thut, der gemeinen Wirklichkeit huldigt, jedes geiſtige Product höherer Art und das Chriſtenthum ſelbſt ſich immer anders ausgebeten hat, ſchon allein das Ritterthum vom Geiſte zu einem folgenreichen Ereigniß ohne Gleichen ſtempelt. —

Was ſoll ich Ihnen, Freund, um Sie an die nochmalige Lectüre unſers Romans dringend zu mahnen, aus dem vorliegenden dritten Buche nun noch mehr

hervorheben, ohne meinem Briefe auf's Neue eine so unverhältnißmäßige Länge zu geben? Da ist das elfte Capitel: „Junges Leben, frisches Hoffen" (III, 219). Wir erhalten darin vollends Aufschluß über Melanie; Dankmar und Siegbert sagen sich von ihr los. Der Brief Dankmar's ist der reinste Ausdruck edler Natur, voll Genialität des Junggesellenthums; wie denn alle Briefe in den «Rittern» — bis auf den des alten Fürsten an Egon, geschwellt vom köstlichsten Soldatenhumor — eine Melodie des Seelenlebens ausspielen, die wir in unserer deutschen Literatur in so ergreifenden Weisen seit Jean Paul nicht mehr gehört haben. Ich las jenes elfte Capitel in der Nacht und kann Ihnen nicht sagen, wie allgewaltig es auf mich wirkte und mich auf's Weitere versessen machte. Wir sollen mit den Brüdern nun nächstens Hackert in seiner Dachwohnung besuchen. Dankmar schreibt: „Hackert will Bekenntnisse machen; du hättest den ersten Funken der Liebe in seine grauenvolle Nacht geworfen." Was? Hackert kann lieben? Ich finde von jener Nacht her, um Ihnen zu zeigen, wie unglaublich jenes Capitel in mir rumorte, in meinem Skizzenbuche aufgezeichnet: „Erfindung aller Erfindungen, Spannung aller Spannungen! Unbeschreiblich, ungeahnt, unnachahmlich!" — und in der That, es gibt

Bücher, die uns lebensſatt machen, die uns den melancholiſchen Wahn hervorrufen, als könnte nun nichts Neues mehr geſagt werden, als wär' in Gedanken und Ausdruck Alles erſchöpft. Ich könnte Ihnen ſogleich drei, vier ſolcher, vielleicht ſehr beliebten Werke der neuſten Literatur nennen. Ein ſolches Product dagegen wie die «Ritter» ſchließt uns die Unendlichkeit nach allen Seiten auf; wir ſind überglücklich, wir ahnen auch das, was wir ſelbſt noch erfinden könnten. —

Da iſt ferner in der Reſidenz dieſe ruſſiſche Colonie einer Fürſtenfamilie Wäſämskoi, die in der Gräfin d'Azimont ihren Abſenker bis nach Paris hat. Das iſt ein Kreis von Menſchen, wieder ſo originell, ſo bis in's Kleinſte der ruſſiſchen Natur und Ariſtokratie nachgebildet, daß uns die ſubtilſten Geiſter ſlaviſcher Nationalität anfliegen. Die Ruſſen haben bekanntlich eine ſeltene Gabe, Bildung ſich anzueignen, Sprachen zu lernen, ſchnell ſich zu acclimatiſiren, zu nationaliſiren. Deutſche Bildung hat in Rußland ſeit Peter dem Großen gewiß mehr Wurzel geſchlagen als franzöſiſche. Unſere Familie dort repräſentirt freilich beides. Die Fürſtin Wäſämskoi und die Kinder haben offenbar viel deutſches Element, die d'Azimont, an einen Grafen dieſes Namens verheirathet, hat ſich pariſirt und

ſtammt, wie ich bereits angedeutet, in einen Affect auf, der hinter Rouſſeau's «Heloiſe» und George Sand nicht zurückbleibt. Aber die Wäſämskois! Die Fürſtin im Witwenſtande der Trauer iſt, wie es ſcheint, ſehr einfach in ihren Anſprüchen, ungeachtet ſie der Hof der Reſidenz bereits auszeichnet. Sie iſt etwas bequem und bis dahin ſehr ruhiger Natur. Ihre Nerven ſind gewiß anti-modern, d. h. ſtark. Sie erfreut ſich einer Stütze an einem Manne, der ein deutſcher Paſtor iſt, zugleich der Erzieher der Kinder, und der ſich, als ſeine Frau und der Fürſt ſtarben, keinen Augenblick beſann, der Schirm und Schutz der Familie zu ſein, alſo ein Anti-Stromer der Aufopferung, wogegen dieſer ſeine eigene Familie verließ. Wahrhaftig dieſer Pfarrer Rudhard, im Beſitze einer gediegenen Bildung von Schulpforte her, iſt ein Biedermann durch und durch, von einer Solidität des Verſtandes, von einer Geradheit und Rückſichtsloſigkeit des Urtheils, daß man in ihm ſogar den alten Rationalismus ſchätzen lernt. Er ſchneidet ein, er blitzt und donnert mitten in der vornehmſten Geſellſchaft, wo er den grauen Staar des Ueberglaubens bemerkt, wo ihm myſtiſche Dünſte die Atmoſphäre verderben. Und doch iſt er es, der dem Fürſten Egon, ſeinem einſtigen Zögling, ſtatt der fehlenden Memoiren, den

Thomas a Kempis als Erſatz mit dem Bilde der Mutter, freilich auf deren Wunſch, zufertigt (V, 176). — Aber die Kinder der Fürſtin, die kleinen Wäſämskois, Paulowna und Rurik. Das verräth, ungeachtet der häuslichen Einrichtung auf kleinen Fuß, angeborene Ariſtokratie, fürſtliche Vorempfindungen, vornehme, auf ſich bezogene Vorausſetzungen. Jeder Zoll ſchon ein kleiner Fürſt. Das radebrecht deutſch, bricht den Vocal, ſchärft den Conſonanten, verſetzt den Accent, aber Alles um ſo reizender. Nicht minder Olga, die in der Welt der Dichtung in's Leben gerufen zu haben, der Dichter allen Preis verdient. Das iſt ein Weſen, ſüß wie der Wohllaut ihres Namens, eine friſche Melone, die aus dem Netz ihrer Schönheit eben hervorbricht, eine Blume unten vom Schwarzen Meere, deſſen dunkle Flut ihr Auge abſpiegelt, daß wir hinaus in den Orient blicken und glühen. Das iſt der unnennbare Zauber dieſes Weſens, daß es der Dichter im Uebergange, im Zwielichte von Kind und Jungfrau lange gelaſſen hat, bis das holdeſte Mädchen in voller Reife vor uns ſteht, ähnlich wie Selmar und Selma lange ineinander ſchweben und ſich androgyniſch vereinigen, bis auch in ihnen die Jungfrau ſiegt. Ja, Olga iſt kindiſch, um der Jungfrau ihr Recht zu erringen. Sie iſt verborgen, ſie iſt ſtill, auch wenn ſie ſich nähert; man merkt ſie gar nicht, bis ſie

plötzlich etwas ausführt, und man nicht wenig überraſcht iſt über ſolch' einen Einfall. Siegbert Wildungen, ohne daß er es weiß, weckt die ſchöne Blume auf. Sie lohnt ihm mit Blumen. Himmel, das iſt eine Erfindung vom Dichter! Das würdigſte Finale des dritten Bandes. Die ſtille Blume des ſüdlichen Rußlands, die ſchöne Moskowiterin, begnügt ſich nicht mit dem Selam des Orients. Was ſoll ein bloßer Strauß einem ſolchen Geliebten? Wie Kinder es treiben, aus ſicherer Verborgenheit, etwa aus der Luke eines Söllers, Schneebälle auf die Vorübergehenden zu werfen, ſo wirft Olga hier einen ganzen Regen von Schneebällen, nämlich von herrlichen Blumen, zum Fenſter hinunter auf ihren Freund und kündigt ihm an, daß ſie ihn liebe. Und das Feuer greift immer weiter. Der alte Rudhard erſchrickt nicht wenig, was daraus werden könnte. Das ganze Haus wird draufgehn! Schon ſteht die Mutter ſelbſt, die ſonſt ſo ruhige, bequeme, in Liebesflammen, von der Tochter entzündet. Die Feuerſtifterin muß fort. Wird Italien helfen? Tante d'Azimont, die auch dorthin flieht, da auch ſie um Egon lichterloh brennt? Nein, Olga wird jetzt nicht bloß Glut der Liebe, auch Glut des Haſſes werden. Aber — Muſik hilft. Hier verfährt der Dichter nicht bloß nach einem tief innern Geſetze der Pſychologie, auch

nach dem ſeiner eigenſten Natur und ſeines Romans. Anna von Harder hilft. — Dies führt mich zum letzten Capitel des dritten Bandes, welches die Ueberſchrift hat: „Ein Aeolsharfenton".

Dieſe Anna von Harder iſt fürwahr der reinſte Harfenton einer weiblichen Seele, den je der Sturm der Erdgeſchichte aus der Leiblichkeit hervorgerufen, ein zum Himmel hinauf rückkehrender Geiſt, während ihre Schweſter Pauline ſich immer tiefer einſpinnt, durch Ränke und Lügen, in die Finſterniß, in das Infernum der Erde. Konnten zwei ſo verſchiedene Früchte an ein und demſelben Stamme erwachſen? Anna von Harder iſt eine ausgetragene Geſtalt im Sinne Jean Paul's, wie ſie ſeinen großartigen, prächtigen Entwürfen in der Regel anfänglich vorſchwebten. Aber er verdarb ſich ſeine genialen Compoſitionen nicht ſelten durch eine zu ſtark beſetzte Inſtrumentirung. Dennoch iſt und bleibt Jean Paul einer der erſtaunenswertheſten Dichter und Künſtler aller Zeiten, der in Uranlage, im Herausſchlagen der Geſtalt aus dem rohen Block, in der Ausmeißelung einzelner Theile, zumal aber, wenn er zu Farbe und Pinſel greift und Flammen auf Fresken wirft, daß Vulkane rauchen und die Wälder im Widerſchein ſich röthen und ganze Sternenhimmel funkeln, nur Wenige ſeines Gleichen

hat. Ich komme gerade bei Gutzkow absichtlich öfter auf Goethe und Jean Paul zu sprechen, da Gutzkow in seinen schönsten Bildungen die klare Gestalt des ersten und die musikalisch, großartig plastische (wie gesagt in der ersten Ausführung), aber auch malerische Lebendigkeit des letzten hat. Ich wünschte, daß Gutzkow noch mehr in der letzten ausruhte, trotz des Sturmschritts seiner Zeit, und sich so recht behaglich, wie er in der Idylle eingelegter Episoden Meister ist, darin auch niederließe.

Anna von Harder ist von Leiden nicht verschont worden, ihre eigene Schwester Pauline hat ihr des Herben genug zu kosten gegeben, ihre einzige Tochter hat ihr der Tod entrissen, sie aber ist dieselbe geblieben, oder vielmehr sie hat sich von Schmerz zu Schmerz hinaufgeläutert, während ihre Schwester «Läuterungen» nur schrieb. O, über diese elende Wiedergeburt auf dem Papier! Anna hat kein Verlangen nach den „Gesellschaften" und den „kleinen Cirkeln", ungeachtet sie nach ihr geizen; sie hat nur Verlangen dort in Tempelheide den Alten zu pflegen, die Thiere zu füttern, Gutes zu stiften wo sie steht und geht, und, wie Musik ihr Labsal ist, so hat sie so viele Harmonien derselben in sich aufgenommen, um auch vom Krächzen der Raben und dem Gelächter der Papageien

nicht mehr gestört zu werden. Sie lauscht dann Abends gern den Aeolsharfen, die ihr von seligen Geistern Kunde geben, während Pauline von Gespenstern geschreckt wird, nach deren Existenz sich die Ludmer sogar bei der Polizei erkundigen muß. Der letzte Liebreiz schöner Geistesanlagen und der einstigen Jugend, den wir nur wie ein letztes Abendroth noch auf Paulinen sehen, wir finden ihn, in der Gesellschaft bei der Fürstin Wäsämskoi, auch auf Anna's ganzem Antlitz ausgeprägt, ungeachtet auch sie schon Matrone ist; aber bei Anna von Harder ist es schon ein Morgenroth, das sie umleuchtet, von einer andern Sonne geworfen als der, welche uns hienieden aufgeht. In diesem Lichte verklärt sie ihre Schmerzen, aber auch ihre Freuden, wie die, welche ihr Ackermann oder vielmehr Rodewald bereitet, als er ihr nicht ihre Tochter, sein Weib, wol aber seine Tochter, ihre Enkelin in Selma zuführt. Das sind dann die Festtage ihres Lebens. Aber auch die Monotonie des Werktags weiß sie zur Feier zu erheben, und wird diese durch neue Stürme unterbrochen, auch die zu beschwichtigen, wie ja auch auf der Aeolsharfe der Sturm dann am schönsten schlägt, wenn ihre Saiten im Einklange gestimmt sind.

VII.

Vielleicht gibt es im Reiche der Möglichkeiten keinen Gegenstand, der mehr den Eindruck der Macht, aber auch Ohnmacht zugleich zu erkennen geben könnte als eine Schöne, die in der Verzweifelung an ihrem Geliebten zu ihrer Freundin flüchtet, um ihren Schmerz auszurasen. Uns überwältigt diese Scene, weil sie uns die Treue, die Aufopferung eines Weibes im stärksten Affect zeigt, und wir fühlen Mitleid. Sie gewährt uns in der Ohnmacht jedoch auch den Eindruck moralischer Schwäche, weil wir über dem Geschlechte nie den Menschen vergessen dürfen. In der geschlechtlichen Liebe liegt immer die Gefahr der Sklaverei und Herrschsucht auf beiden Seiten. Das Weib darf sich nie an den Mann verkaufen, oder gar in ihm ihren Gott sehen. Der Mann darf nie mit der Liebe des Weibes spielen, aber auch nie sie zur Göttin erheben, die über ihn souveräne Macht ausübte. Sehen Sie zu, verehrter Freund, ob Sie in Ihrem

Sündenregiſter ein Vergehen der Art finden; ich will ſehen, ob ich Ihnen, durch die Umſtände modificirt, Abſolution ertheilen darf. Gräfin d'Azimont iſt eben in dem Falle, daß ſie an der Menſchheit verzweifelt, und an ihrem Gott irre wird, da ſie an dem Fürſten Egon verzweifelt, ungeachtet ſie an einen Grafen verheirathet iſt. Sie kommt aus Paris. Sie liegt eben an der Bruſt Paulinens, und läuft die ganze Sprachleiter der Leidenſchaft auf und ab; ihr ſchönes Haar iſt aufgelöſt, ihre Wallungen ſind bedenklich, der Styl ihrer Rede fliegt und iſt echauffirt; er hat franzöſiſche, deutſche, doch auch ruſſiſche Betonungen; er hat ein Feuer, wogegen Heloiſe ein Kind war, und die heutigen Franzoſen in der Krim können jetzt ſicher ſein, daß die vornehmen Ruſſinnen in der Glut der Liebe nicht zurückbleiben. Und doch, wie viel Beſonnenheit, Bildung, berechnende Coquetterie in dieſer Schweſter Adèlens! Sie erzählt ihr Leben, ſie ſtreift die Literatur, ſie ſtreift Balzac, Nadasdi, ſie philoſophirt, ſie verräth gute Lehren eines alten Ehemannes an ein junges Weib im Geſchmacke von Eugen Sue und den Romantikern; ſie könnte uns, wie ſie aufgelöſt, faſt bereuend daliegt, wie eine in's Moderne überſetzte Katharina von Siena, die auch philoſophiſche Bildung hatte, erſcheinen, wenn ſie nur nicht ein Welt-

kind wäre, wenn sie ihre Reue, im Beichtstuhl einer Sünderin selbst, nur aufrichtig meinte. Sie droht vielleicht schon den Schleier zu nehmen, jedoch — ich fürchte, wenn Egon sie wirklich verläßt, sie nimmt nicht den Schleier, sie nimmt einen Mann. Aber auch aristokratischer Stolz die Hülle und Fülle, trotz aller Zerknirschung! Sie, die Fürstin, ist die Retterin eines Fürsten aus der Hand der Handwerker und einer Grisette gewesen! Hier spielt aus dem Munde Helenens, in einem glücklichen Nebeneinander des Dichters, die Flamme einer Fürstin mit der jenes Tischlers im Thurme (Egon's) im Spielzimmer von Enghien zusammen. Was Pauline, obwol sie Theilnahme künstlich auflodern läßt, bei sich für ganz andere Gedankenreihen verfolgt, hab' ich bereits früher angedeutet. Kommt her, und studirt die Corruption der modernen Gesellschaft in zweien Weibern, wie sie euch so leicht nicht wieder ein Dichter in Scene setzen wird!

Bei Paulinen ist heute Abend Gesellschaft, auch Helene bleibt, auch Melanie erscheint nebst Schlurck, auch Drommeldey ist zu treffen, der wieder alle Bedenklichkeiten mit munterer Laune zu vertreiben weiß, mit dem in unserer Zeit sehr beliebten Worte „nervös" Zauber wirkt, sogar etwas „Seele" gelten läßt, vielleicht

ſogar die «Diätetik» von Feuchtersleben empfiehlt — wie ſie es verdient — und ſicher heute ſelbſt die Homöopathie für den Supernaturalismus der Medicin erklärt. Ein reicher Damenchor! Melanie düpirt Excellenz nach der Schwierigkeit, und indem der Intendant ſogar die „Gießkanne" abbildet, merkt ſelbſt Helene, die noch Uneingeweihte, woran ſie mit ihm iſt. Aber trotz Werdeck's Offenheit und der blendenden Schönheit der d'Azimont, der faſt zurücktretenden Melanie's, es gehen Schauer durch dieſe Geſellſchaft, es zergehen alle Genüſſe auf der Lippe wie Baiſers, es iſt eine Flucht in dieſen Stellungen, Bewegungen, Unterhaltungen, als wenn der Jüngſte Tag ſchon vor der Thüre ſtünde. Fürchtet die Ludmer etwa wieder Geſpenſter, und ſpürt Melanie wieder die Nähe Hackert's? —

Wir ſtehen jetzt, mein Freund, vor zwei koloſſalen Ausführungen in dem Rieſenbaue unſers Romans, die uns in ihrem Nebeneinander die gewaltigen Dimenſionen des Ganzen, wie leicht es auch ausgeſtaltet ſcheinen mag, mit einemmale vergegenwärtigen, es ſind die „Brandgaſſe, Nummer Neun" und „Der Fortunaball". Wie man ſich die Größe eines ganz beſtimmten, ungeheuern Baues dadurch veranſchaulicht, daß man berechnet, wie vielmal wol ein an-

deres bekanntes Bauwerk hineingehen würde, so gewinnen wir einen Maßstab für die weitreichenden Maße der «Ritter» durch die eben bezeichneten Partien. In der Brandgasse betreten wir ein ganz anderes Geisterrevier als alle bisherigen. Das Local dafür ist ein Zusammen von Häusern, die auch einst dem Ritter Hugo von Wildungen überantwortet wurden, und deren Beaufsichtigung Schlurck für „die Commune" übernahm. Es ist ein ganzes Nest von Wohnungen für die sogenannten kleinen Leutchen, ehrliche und unehrliche; aber schon daß hier soviel von Nummern die Rede, daß die Gasse so finster und eng ist, daß man leicht, wie das Volk sagt, abgemurkst werden kann, schon das gemahnt uns an Sträflinge, an Verbrecher. Die Namen der Aufpasser bis zur Polizei hin sprühen uns wieder manche Geister an, bis auf Par, den Obercommissär, so eine Art Friedensrichter. Dann aber gar: Mullrich, unten im Erdgeschoß wohnend; es klingt etwas-Stockiges, Muffiges, Modriges aus dem Namen hervor; das Volk sagt: moltrig. Ferner: Kümmerlein; dies Diminutiv hört sich an, als bezeichne es Einen, der zwar durch die Commune sein Auskommen hat, um nicht zu verhungern, aber doch auch so seinen stillen Kummer, sein Kümmerchen noch nebenbei; es brennt in dem

Namen ſo ein verſchlafenes, kümmerliches Pfennig-licht in einem feuchten Keller, und beleuchtet das Elend eines Unterbeamten, man nippt und ſchläft bei dem Lichte ein. Das Volk hat oft ſolche Namen, weiß der Himmel, woher es kommt; es ſteckt in allen Dingen ein Witz und eine Ironie, um Freud' oder Elend zu beleuchten. Auch dafür hat Gutzkow eine Dickens-Boz'ſche Phantaſie. Dies ganze Etabliſſement iſt ein wahrer Höllenbreugel, und doch vielleicht nicht durchweg. Wie wir Dankmar und Siegbert, zwei ſo edle Menſchen, in dies unheimliche Quartier ſchreiten ſehen, zu dieſem finſtern Treppengeſtiege hinauftaſten hören, um Hackert aufzuſuchen, fragen wir uns, wohin wol Menſchen mit unſterblichen Seelen möglicherweiſe gelangen können. Dante's «Hölle» beantwortet es. Dankmar iſt hier Durante-Siegbert's Führer, über Galerien und Höfe weg, aus denen ſie fatale Geſichter anglotzen. Der Schreiber Schmelzing mit dem „Dintenärmel" iſt capital; ſolche Leutchen wollen zeigen, daß man an ſolchem Orte, vor ſo ſeltenem Beſuche, auch Lebensart habe. Es iſt für die Beſuchenden aber auch mit manchem Behagen verbunden, den Inwohnern ſo in's Verborgenſte, in's Négligé häuslicher Einrichtungen zu blicken. Nun aber — wer hätte es erwartet — kommt hier

ein Stillleben mit tickenden Uhren (o Zeit, ſtehe ſtill!) und einem Weibe holdeſter, reizendſter Art! Es iſt ein Stubenleben ſauber wie in einer Linſe geſehen, und lauter Liebe darin. Hier gehen wir aus der Hölle zum Paradieſe ein. Es iſt ein großes Zimmer, Uhren auf Uhren ticken und geben trotz Ewigkeit die Pulſe der Zeit an. Der Uralte da, der nur noch die Uhren nothdürftig überwacht, hat für die Eintretenden gar keinen Blick mehr; er hat in ſo hohen Jahren ſchon den Vorſprung in die Zeitloſigkeit. Aber Luiſe Eiſold, ſeine Enkelin, ſie iſt den jüngern Geſchwiſtern zugleich Mutter, den Eintretenden, die hier auf Hackert warten, das freundlichſte Entgegenkommen. Jetzt ſchneidet ſie den Kindern zu Nacht vor, jetzt bettet ſie ſie, ſpricht zuthätig ohne jede Verlegenheit mit den Fremden, iſt in dieſem Nebeneinander des lieblichſten Zwielichts Alles überſtrahlende Schönheit, Charakter, Seelenadel, Genügſamkeit. Dazu das Accompagnement der Uhren, die der Alte, ſelbſt jetzt noch, ſo nahe der Ewigkeit, leitet und lenkt, zu Allem was in der Zeit geſchieht, als hörte man dieſe ſelbſt hier mit tauſend und aber tauſend Füßen gehen. Kurz, dieſes Genrebild, Luiſe Eiſold drin, iſt ein wahres Studium für Maler, ein Meiſterſtück über jeden Preis. — Von Hackert will ich hier ſchweigen, da es an Raum gebricht, wie

er endlich kommt, die Treppe herauf poltert. Man möchte, wie er heute erſcheint, ausrufen: Biſt du er, oder der Geiſt, das Geſpenſt eines andern Sterns? Jetzt noch der gefallene Geiſt des Erdplaneten, einſt vielleicht doch noch der Verklärung werth? —

Aber das Volk weiß ſich auch für alles Entbehren und alles Elend der Brandgaſſe ſchadlos zu halten. Wie ſollte es auch nicht, iſt es doch urſprünglich im Beſitze aller Poeſie? Auch Vornehme drängen ſich ſo gern in die Beluſtigungen des Volks, weil es da noch harmloſes Aufjauchzen gibt, wenn freilich auch längſt die Corruption und die Orgie ſelbſt bis hieher gedrungen ſind. Kommen Sie, Beſter, mit mir einige Augenblicke nach dem Fortunaball. Selbſt die züchtige Luiſe Eiſold eilt hin, um einmal in den Verſchlingungen des Tanzes, unter den Fanfaren und dem Beckenſchlage der Muſik das ewige Einerlei des Werktags zu vergeſſen. Dankmar und Siegbert, Hackert ohnehin, ſind auch da. Par, Mullrich, Kümmerlein beugen Exceſſen vor.

Fürwahr, hier iſt Sperl in Floribus! Hier walzt man Straußiſch und Lanneriſch. Hier gibt's Polka und Varſovienne. Der Dichter eröffnet uns eine Perſpective im größten Styl ohne Ende, von Tanzenden, Spazierenden, Scharmutzirenden, Schmau-

ſenden, Zechenden. Das Kroll'ſche Etabliſſement in Berlin iſt dagegen ein Kindertanzſaal, eine Kleinkinderbewahranſtalt. Juchhe, hier iſt die Walpurgisnacht. Das Volk iſt ungenirt, von Mullrichen und Kümmerleinen wird ſpionirt. Dies Schnüffeln, dieſe Steckbriefbezeichnungen! Alſo auch in dieſem Paradieſe, freilich frivoler Weltlichkeit, der Cherub mit dem Schwerte, der aber ſelbſt hier vom Himmel gefallen iſt. Und doch Raſereien ſolcher Art werden dem Volke auch an dieſem Orte gern bewilligt, als Ableitung anderer Gedanken. Man verſteht ſich — wir ſehen es an Pax und an Mullrich — mit dem Volk; man zecht ſo unter der Hand mit. Welcher Staat hat an ſolchen Beaufſichtigern die Bürgſchaft voller Zuverläſſigkeit? Das Alles, und wie Vieles ſonſt noch, hat der Dichter hier wahrhaft transparent faſt über die Breter geführt. Das ſind aufgedeckte Myſterien der Reſidenz, aber auch Europas, der Jetztzeit! Wie Rebhühnerketten, wie Nachtſchwaden von Fledermäuſen ſchwirren, wirbeln dieſe Dirnen daher. Dann andere und ſchon wieder andere Nachtvögel, die jenen die Beute abtreiben. Sterne des Weltalls kaum, Sternſchnuppen nur, wie tummelt ihr euch in dem Momente Daſeinsluſt! Das gibt ſein Stückchen Exiſtenz preis, für einen Augen-

blick Genuß! Das da ſind wol die Bedienten der Pauline von Harder Excellenz, Schlurck's Jeanette; ſchöne Geſellſchaft das; wie die Herrſchaft ſo die Diener, nur etwas gröberer Comment! „Sa, ſa, Geſindel, huſch, huſch, huſch!" heißt es ja wol in Bürger's «Leonore»? Wer mag die grüne Brille dort ſein? Wir hören ſpäter: ein Jeſuit, Profeſſor Rafflard, auch einſt Lehrer Egon's. — Das iſt wirklich hier die Unendlichkeit des Kosmos, aber die Unendlichkeit der gefallenen, in den Erdproceß der leidenden Menſchheit hereingeriſſenen Creatur; einige reinere Seelen ſind mit hinuntergewirbelt, oder freiwillig gegangen, um den andern wieder aufzuhelfen. Hackert wird hier gar von den Aufpaſſern geworben, ſein Schutzengel will ihn retten. Par entdeckte, daß Hackert vielen Verſtand hat, ungeachtet er auf den Kopf fiel, als ihn Laſally mishandelte. Aber der Tanz geht immer fort. Die Aufpaſſer ſind die Staatsproſa in dieſer Socialpoeſie. Und nun dieſer Sergeant Sandrart, das iſt ein grader, ſchmucker Burſche, ein ſtämmiger Baum neben der Blumenſeele des Waldrandes, neben Fränzchen Heuniſch. Was wird Louis Armand ſagen? Er wird ſich freuen, denn er iſt neidlos. Und nun gar die ſchwarze Binde! — Wer das iſt? Sie wiſſen es; es iſt mein zweiter Liebling, nein doch, der erſte neben Ackermann. Ueber

ihn muß ich in einem andern Briefe ausführlicher sein. Solche Menschen, wie der da, werden höchstens nach Jahrhunderten einmal von einem großen Dichter geschaffen. — Das Fest ist vorbei, eine herbe Morgenluft streicht durch die Säle. Die Gasflammen werden bleich. Wer aber bist du, Wanderer, der du, bleicher als jene, noch so spät kommst? Lesen Sie, Freund, die Stelle von so unendlicher Wirkung wieder und wieder, wie Hackert als Nachtwandler kommt. Sie ist unvergleichlich. Mullrich äußerte einst von Hackert: „Seine Krankheit ist sein Unglück." Das Volk sagt auch von dem mit Epilepsie Behafteten: er hat das Unglück, er hat das Höchste. Das Höchste ist aber umgekehrt der Abgrund. In Hackert sehen wir einen Abgrund, aber oft auch einen Anlauf zum Höchsten. — Der Schluß des vierten Bandes ist in dem, was Melanie bemerkt, vom Vater bemerkt, über alle Maßen ergreifend.

VIII.

Wir nähern uns jetzt, verehrter Freund, mit immer ſchnellern Schritten dem Mittelpunkte des großen Pulsaderſyſtems, oder ſag' ich nur geradeswegs dem eigentlichen Herzen unſers Romans, welches daher auch ſo ziemlich in der Mitte deſſelben liegt, wofür ich Ihnen denn ſogleich noch näher den Ort angeben kann, es iſt nämlich das elfte Capitel des fünften Buches, und hat ſehr ſinnreich ſelbſt wieder die einfache Ueberſchrift: «Die Ritter vom Geiſte», ſodaß hier Mittelpunkt und Peripherie, Herzpunkt und Leben des Ganzen in künſtleriſcher Idealität zuſammenfallen, in ſchöner Einheit und Gliederung nicht mehr außereinander oder auch nur nebeneinander, ſondern ineinander ſind. Auch hierin, in dieſer trefflichen Anordnung, gibt ſich faſt ſymboliſch kund, daß Gutzkow die «Ritter» nicht bloß mit dem Verſtande, auch mit dem Herzen geſchrieben hat, und wer die Schätze nicht zu heben verſteht, die dicht unter dem Herzen jenes

Capitels ruhen, und Leben durch das ganze Werk strömen, der hat die «Ritter vom Geiste» umsonst gelesen.

Nun müssen wir uns aber, um zu solcher Mitte zu gelangen und die weitern Ergebnisse zu gewinnen, über einige Punkte erst verständigen, und dann auch den kurzen Weg bis zu jener Mitte noch zurücklegen. Möchte von unserer Zeit zweierlei nicht verkannt werden: die wahrhafte Doctrin und die wahrhafte Persönlichkeit. Ohne beide, ohne positiven Inhalt und das Bewußtsein um subjective Freiheit, ist keine Bildung möglich, kein Ritterthum vom Geiste zu verwirklichen. Es ist wahr, die heutige Doctrin ist häufig ideenlos geworden, die Ideen aber gar sind oft gottlos, was soll da aus dem Bewußtsein um die Person werden? Die groben Doctrinäre lassen sich auf keinen Beweis mehr ein, die Afterphilosophen haben den Geist, seinen Ursprung wie seinen Beruf, verkannt, was soll da aus der Philosophie und vollends aus dem Reiche Gottes werden? Daher ist es gekommen, daß in unsern Tagen der Verwirrung so viele Menschen, die noch denken, Philosophen auf ihre eigene Hand geworden sind, bis die Weltweisheit wieder in verjüngter Gestalt auferstehen wird. Auch unser Roman hat nach einem sehr tiefen

VIII.

Wir nähern uns jetzt, verehrter Freund, mit immer schnellern Schritten dem Mittelpunkte des großen Pulsadersystems, oder sag' ich nur geradeswegs dem eigentlichen Herzen unsers Romans, welches daher auch so ziemlich in der Mitte desselben liegt, wofür ich Ihnen denn sogleich noch näher den Ort angeben kann, es ist nämlich das elfte Capitel des fünften Buches, und hat sehr sinnreich selbst wieder die einfache Ueberschrift: «Die Ritter vom Geiste», sodaß hier Mittelpunkt und Peripherie, Herzpunkt und Leben des Ganzen in künstlerischer Idealität zusammenfallen, in schöner Einheit und Gliederung nicht mehr außereinander oder auch nur nebeneinander, sondern ineinander sind. Auch hierin, in dieser trefflichen Anordnung, gibt sich fast symbolisch kund, daß Gutzkow. die «Ritter» nicht bloß mit dem Verstande, auch mit dem Herzen geschrieben hat, und wer die Schätze nicht zu heben versteht, die dicht unter dem Herzen jenes

Capitels ruhen, und Leben durch das ganze Werk strömen, der hat die «Ritter vom Geiste» umsonst gelesen.

Nun müssen wir uns aber, um zu solcher Mitte zu gelangen und die weitern Ergebnisse zu gewinnen, über einige Punkte erst verständigen, und dann auch den kurzen Weg bis zu jener Mitte noch zurücklegen. Möchte von unserer Zeit zweierlei nicht verkannt werden: die wahrhafte Doctrin und die wahrhafte Persönlichkeit. Ohne beide, ohne positiven Inhalt und das Bewußtsein um subjective Freiheit, ist keine Bildung möglich, kein Ritterthum vom Geiste zu verwirklichen. Es ist wahr, die heutige Doctrin ist häufig ideenlos geworden, die Ideen aber gar sind oft gottlos, was soll da aus dem Bewußtsein um die Person werden? Die groben Doctrinäre lassen sich auf keinen Beweis mehr ein, die Afterphilosophen haben den Geist, seinen Ursprung wie seinen Beruf, verkannt, was soll da aus der Philosophie und vollends aus dem Reiche Gottes werden? Daher ist es gekommen, daß in unsern Tagen der Verwirrung so viele Menschen, die noch denken, Philosophen auf ihre eigene Hand geworden sind, bis die Weltweisheit wieder in verjüngter Gestalt auferstehen wird. Auch unser Roman hat nach einem sehr tiefen

Intuitivsinne des Dichters solche Menschen der ausgezeichnetsten Art aufzuweisen. Dankmar ist der Philosoph eines neuen Ritterthums, Armand Philosoph des Communismus, Murray Philosoph des Christenthums, Murray, dessen nachgelassene, kostbare Ideen die Ritter vom Geiste und die Leser des Romans, bis in die fernste Zukunft hin, doch ja benutzen mögen.

An Dankmar kann man so recht den Proceß nachweisen, den der Mensch, der sich bildet, und nicht gerade auf eine Anstellung losſteuert, sondern sich vor allem innerlich befriedigen und demgemäß wirken will, durchzumachen hat. Dankmar ist die Solidität selbst, er studirt nicht umsonst Montesquieu, er ist ein Todfeind jedes Spectakelfortschritts. Er erfreut sich ausgezeichneter Anlagen, einer sorgfältigen Erziehung, er bereichert sich mit allem Wissenswürdigen, er schließt seinen Sinn für die Schönheit auf, er entdeckt, daß er die Gesetze des Weltalls in sich trägt, daß die Natur uns für die Kunst schon auf halbem Wege entgegenkommt. So gelangt er zum Bewußtsein des Geistes und der Ebenbürtigkeit aller Geister. Dies ist ein ebenso beseligender wie gefährlicher Standpunkt. Welche Autorität der Erde kann Dem noch imponiren, der sich selbst als Geist erkannt hat? Mit Recht keine. Welche Autorität überhaupt kann da

noch eine Macht sein? Doch nein, hier besinnt sich Dankmar, wie jeder denkende Mensch, hier bescheidet er sich. Unsere Seele hat Anlagen, ist empfänglich für Ideen, hat sogar angeborene Ideen; sie hat Wahrnehmung für die Erscheinungen, selbst ein Verständniß derselben; aber sie schafft ursprünglich weder Ideen, noch schafft sie auch nur Erscheinungen. Wir sehen die Gestirne in unermessener Zahl ihre prächtigen Kreise über uns beschreiben. Wir finden überall Zweck und den erhabenen Ausdruck eines Willens. Aber unser Zweck ist das noch nicht, und auf unsern Willen geschieht das Alles noch nicht. Zweck und Wille aber sind schon Vernunft, und lassen auf eine ursprüngliche Einheit des Zwecks und des Willens, auf Schöpferkraft, Bewußtsein, Freiheit, Geist, Person, im eminentesten Sinne des Wortes, im Weltall selbst schließen. Denn Person ist da, wo ein denkendes Wesen durch das Bewußtsein sich mit sich selbst eins, und in dieser Eintracht frei weiß, wo es sich eine Welt schafft und diese Welt auch durchdringt. Wir Menschen alle kommen erst durch allmälige Ausweitung unserer Seele zum Geist, zum Bewußtsein, zur Freiheit und Person. Wir werden in das Universum hineingeboren, und das Universum ist schon da. Wir müssen die Erde wieder verlassen, und das

Universum bleibt. Dieses kann nicht auseinanderfallen, es kann sich nicht bewußtlos in unzählige Atomen oder höchstens in Ideen zersplittern; ein solches Können wäre gegen das ewige Princip der Vernunft. Die Schöpfung kann aber schlechterdings nicht aus der Natur, und am wenigsten aus uns selbst erklärt werden, die menschliche Person nicht aus der menschlichen. Wir selbst schaffen nur, wiefern wir schon die Herrlichkeit der Schöpfung geschaut haben; wir selbst kommen zum Geist, nur wiefern der Geist schon da ist. Wie ich oben andeutete, daß in dem Herzpunkte einer Dichtung und in dem lebenglühenden Herzen des Dichters der Mittelpunkt und die Peripherie seines Werkes zusammenfallen, Eins sind, so wird dasselbe wol ebenso vom Universum gelten. Das die Welt hegende und sie aus sich entlassende Herz und die Welt sind aber nicht pantheistisch zu vermischen. Ohne Anerkennung des Herzens der Welt ist keine Einsicht in das Wesen des Universums möglich, ohne Anerkennung des Geistes als solchen, noch außer dem Menschen, kein Ritterthum vom Geiste. Ich werde diese Vorausſendungen an Ort und Stelle brauchen, und wende mich wieder unserm Romane zu.

Wir haben bis zum elften Capitel gerade noch Zeit, mit Dankmar uns zu entscheiden, mit ihm und

einigen Freunden zuſammenzurücken, über gewiſſe Ideen einig zu werden, und ein neues Leben zu beginnen, oder von den Wechſelfällen des alten, dieſem ewigen Ebben und Fluten des Zeitgeiſtes, uns täuſchen und in das Richtige fortreißen zu laſſen. Welcher Mannichfaltigkeit von Geſtalten, wie übergroßen Spannungen führt bereits der Anfang dieſes Buches uns wieder entgegen! Man freut ſich der Geneſung des jungen Fürſten, und hält es bei dem, was ihn wirklich vor Vielen auszeichnet, für wahrſcheinlich, daß er jetzt, eingedenk der Freundſchaft mit Dankmar, vortreten werde. Man hält wirklich dafür — ſo meiſterhaft überraſcht uns ſpäter der Dichter — die größte Gefahr habe Egon in der Gräfin d'Azimont zu überwinden. Aber ſchon wie ſich der Fürſt immer ſichtlicher in ſeinem Palaſt gefällt, ſchon wie er der Etiquette mehr und mehr Raum gibt, ſeine Comforts ſich behagen läßt, wie er gleich nach ſeiner Geneſung, mit Herablaſſung, aber auch mit diplomatiſchen Nebengedanken, zu empfangen weiß, wir erkennen in all' dem den frühern Egon nicht mehr recht wieder. — Was das Empfangen betrifft, ſo begegnen wir in dem zweiten Capitel zweien bereits bekannten Geſtalten, die in dieſen neuen Palaſtdienſt lebensgroß hineingemalt werden, es ſind: Heuniſch, der Förſter

aus Hohenberg, und Guido Stromer, der angehende Literat des modernen Schriftstellerthums; also ein Mann aus dem Volke, und einer aus der tonangebenden Schicht der Civilisation. Der alte Wandstabler, der schon wieder unter dem neuen Herrn in der vollen Parade eines Haushof- und Ceremonienmeisters fungirt, weiß sich offenbar nicht hineinzufinden, wie man zu einem Frühstück à la fourchette einen Jäger und gar einen Mann empfangen könne, der etwas vom Geistlichen und etwas von weltlicher Amtsbeflissenheit hat. Der Wandstabler ist, obwol Subaltern, eine Capitalfigur im reinsten Genre des Burlesken. Er steht mit seinem Stabe in der einen Hand, die andere in die Seite gestützt, gleichsam vor dem Regimente des Palastes, vor dem Trommelwirbel des Küchenlärms, des Bohnens, Scheuerns, Stellens der Tische, des Beckenschlages der Teller, des Klingens der Silbergeschirre, er steht da wie ein Tambourmajor, vor demselben Regiment, in dem seine Töchter die lustigen Marketenderinnen sind. Der Jäger heute wirklich an der Tafel des Fürsten, das gibt einen effectvollen Contrast zu dem Expfarrer, als zweitem Gaste. Dieser Jäger ist wieder ein prächtiges Stück Volk. Das Volk ist frisch und bleibt sich, wenn nicht schon fremde, verderbende Einflüsse

eingedrungen sind, immer so gleich wie die Natur; es ist oft auch wild, ungebändigt wie sie. Das Volk ist wie der ewig grüne Wald, in dem auch Ungethüme hausen, aber es erquickt und kräftigt uns in seinem freien Naturwuchs. Grün ist zwar auch die Farbe der Unreifheit, aber besser oft unreif, als überreif sein; besser oft abergläubig als ungläubig, ungebildet als verbildet. Dort ist noch Zukunft, hier ist das Leben ruinirt. Heunisch und Stromer. Wie ärgert sich der entpriesterte Literat über die liebe, harmlose Natur in dem Jägersmanne, da dieser sich vor des Fürsten Durchlaucht, auch beim Essen und Trinken, so gar nicht genirt! Wir finden Stromer, der doch kaum angekommen in der Residenz ist, hier schon ganz so jämmerlich verweltlicht, wie er es auf dem Schlosse Hohenberg hatte erwarten lassen. Der Dichter hat aus der Idealperspective, die doch immer den Nagel der Wirklichkeit auf den Kopf trifft, so haarscharf bis in's Kleinste charakterisirt und scenirt, daß wir betheuern möchten, solche Scenen müßten am Ende der vierziger Jahre im Empfangszimmer manches Ministers vorgekommen sein. Auch ist Egon sehr bald au fait, und weiß dem Manne, der versichert, sein ungeheures Genie im Talar gar nicht bergen zu können, selbst mit aristokratischer Hinweisung auf hei-

ligere Pflichten, gemeſſen und fein zu begegnen. Verfratzte, an nichts mehr glaubende, genietolle Geiſtliche, die eben auf dem Sprunge in die ausgelaſſenſte Weltlichkeit ſind, können ſich hier in effigie in Stromer's Benehmen und Rede ſehen und hören, wie auch künftige Staatsmänner in Egon — der den Miniſter ſchon leiſe verräth — ihr Vorbild finden, und lernen, wie man ſich ſolchenfalls zu nehmen habe. Iſt Stromer's Rede immer noch ſalbungsvoll, ſo iſt ſie doch auch heidniſch-ſokratiſch, ſo iſt ſie doch auch modern, ſo weiß ſie vortrefflich, obwol die Orgel noch immer mit hörbar iſt, diverſe weltliche Regiſter als Auskunftsmittel zu ziehen. Sagt Guido Stromer doch ſogar dem Jäger Schmeicheleien, indem er den „Wald", als Naturtempel, neben der „Kirche" gelten läßt, und zwiſchen Gott und Göttern das artige Mittelding „Gottheit" braucht, um auf dem Gebiete der Religion nicht perſönlich zu werden, und in keiner Weiſe zu beleidigen, dabei aber auch aufgeklärt zu bleiben; nur daß, ergötzlich im höchſten Grade, der alte Jäger das Ding „Gottheit" gar nicht verſteht. Aber auch aus Egon's Worten, der ſich in ſeinem Range ſchon hinlänglich fühlt, iſt Stromer'n gegenüber zu entnehmen, wie wenig Gewicht in der Regel derartige Herren auf das Literatenthum legen, wie ſie

mit verhaltenem Lächeln Artigkeiten ſagen, Verſprechungen machen, welche ſie nie zu halten gedenken. Nach Stromer's Entlaſſung treten dann in das Empfangzimmer noch Herr von Zeiſel und Dankmar. Der Juſtizdirector von Zeiſel, ein Mann, der von jenem Amtseifer brennt, von jener ſtricten Obſervanz erfüllt iſt, die bei ihm faſt verdächtig ſind, aber ſich auch die Anſtrengung gibt, als wolle er, Edelmann wie er iſt, über die tagtägliche Rechtsverwaltung ſchon in die Diplomatie hinausragen. — Sehr wichtig iſt dann vor allem der Moment, in welchem Dankmar und Egon hinter dem verhängnißvollen „Bilde" der Fürſtin, ſtatt der fehlenden Memoiren, die vier Bücher «Von der Nachfolge Chriſti» des Thomas a Kempis entdecken. Wie unſcheinbar dieſer Vorgang, bei der Ermangelung der Memoiren, auch ſein mag, er iſt für Denjenigen, der die tiefſte Tiefe der «Ritter vom Geiſte» durchdringt, eine Kataſtrophe im Roman. Ich werde Ihnen, verehrter Freund, darüber meine Ueberzeugungen nicht verſchweigen. Das aber iſt ſchon hier wohl im Auge zu behalten, daß „das Bild" gerade durch ſolche Entdeckung nicht bloß auf Egon, ſondern auch auf die Ritter einen Bezug hat, ebenſo wie der „Schrein", dieſer freilich aus einem andern Geſichtspunkte. Auch das möchte ich zu be-

denken geben!, daß möge Melanie ſein, wie ſie wolle, vergnügungsſüchtig, leicht, coquett, ihr doch Dankmar und die Ritter bleibenden Dank ſchulden. Denn Melanie, in ihrer ſich gleichbleibenden Liebe, war es, die das Bild einſt Dankmar'n ebenſo einhändigte, wie ſie ihm die Papiere übergab, ohne welche der Schrein ſeine Wirkung verlor, und noch dazu in einem Augenblick übergab, in welchem er dem Vater gegenüber Melanie's Hand verſchmäht hatte. Ich gönne jeder Leſerin unſers Romans, und gewiß auch der Verfaſſer mit mir, die ſchöne Genugthuung, welche ſie in ſolcher Treue eines Weibes empfinden mag.

Aber — auf's Neue der grüne Wald lockt, und die Töchter des Volkes mit ihm! So ein Wald iſt immer noch lieblich, auch wenn er nach der Reſidenz kommt, und in ſeinen Bäumchen zur Weihnacht uns froh wie die Kinder ſtimmt. Wie biſt du ſchön — verzeihen Sie mir die Oſſian'ſche Wendung — o Tochter des Waldes und Volkes in deinem Reize! Haben Sie je ein anmuthigeres Kind geſehen als dieſes Fränzchen Heuniſch? Wie ſie es nur angefangen hat, ſich alſo in der Welt zu bewahren? Das Ungethüm des Waldes in menſchlicher Geſtalt, die Urſula, hat ſie ängſtigen, ihr aber nichts anhaben können; auch die große Stadt nicht, wo ſie eine Nähterin, eine Schneider-

mamſell geworden iſt. Das iſt die wahre Schönheit, die nichts um ſich weiß, und die auch ihre Umgebung noch ſchön macht. Sehen Sie dieſe Fränz, wo Sie wollen, draußen im Förſterhaus oder hier in der Reſidenz, in der Tiſchlerwohnung, wenn Sandrart, der Sergeant, bei ihr einſpricht, oder bei Schlurcks, wo ſie näht, und Melanie und Jeanette ihr neckiſch und ſchadenfroh zuſetzen, oder gar auf dem Zimmer Louis Armand's, wo ſie hingeräth, ſie weiß gar nicht wie; überall iſt ſie daſſelbe allerliebſte Geſchöpf, deſſen reine Atmoſphäre ſelbſt den ſchwindſüchtigen Jeſuiten, Profeſſor Rafflard, weniger huſten macht. Und, wie ſie das Franzöſiſche bei dieſem abbeſtellen will — der etwas wunderliche Jäger, ihr Ohm, der befiehlt es ſo — und ihn nicht findet, und wie ſie deshalb an ihn zu ſchreiben beſchließt, und es ihr ſo recht frauenzimmerlich ſchwer wird, die Feder und das Papier in's rechte Façon zu bringen, und nun doch der Brief gewiß der allertreueſte Abdruck von ihr ſelbſt iſt; es iſt Alles und Jedes zum Entzücken; ſelten wol hat ein Dichter ein ſo herrliches Weib aus ſich herausgeſetzt, und Louis Armand hat nicht bloß, wie ſie, das lauterſte Herz, er hat auch den lauterſten Geſchmack, da er den ſchönſten ſeiner Goldrahmen am liebſten um ſolches Bild heute noch legen möchte. — Und

nun Fränzchens Verkehr mit Luise Eisold, auch einer Tochter des Volks, auch schön und rein wie sie, aber lebens- und leidenserfahrener, aber krampfhaft erregt von dem Jammer, der noch besteht, in der menschlichen Gesellschaft besteht, und dazu berufen, immer noch herberes Schicksal zu erkunden, sodaß sie auch mit Vergangenheit und Gegenwart gebrochen hat, und doch sich immer aufrechterhält, und nicht verzagt, wol aber von sittlichem, heiligem Groll gegen unser heutiges Mauserwesen erfüllt ist; ich müßte für jede dieser vollendeten Gestalten einen ganzen Brief haben, um sie in ihrem vollen Werthe auch nur andeuten zu können. Lesen Sie heute noch das Capitel: «Des Volkes Ahnungen», und Sie werden meiner freudigen Bewunderung einer solchen Dichterkraft wiederholt beistimmen; Sie werden aus jenem Capitel entnehmen, wie tief gewisse Melancholien, die ihm sonst fremd waren, jetzt schon in's Volk eingedrungen sind. Das Mädchengespräch der Beiden ist ein kastalischer Quell, ein christlicher Born für schwermüthige Volkslieder und Balladen, den Armand und Oleander hoffentlich benutzen werden.

Aber — wie in einer Beethoven'schen Sonate geht dies musikalische und doch so plastische Element des Romans noch tiefer, um sich auch wieder zu himm-

lischen Höhen zu erheben. Da erwähnt die Eisold noch einer Andern, die wir schon kennen, der Auguste Ludmer, aber auch eines Mannes, der uns ebenfalls schon begegnet ist, des vermeinten Engländers, des Murray, des Mannes „mit der schwarzen Binde". Sie wissen, mein Freund, der und Ackermann sind meine Lieblinge, zwischen denen ich schwanke; aber meines Herzens Entscheidung fällt doch für Murray aus, denn im Himmel ist am meisten Freude über den Sünder, der wiederkehrt. Ja, Murray, der übrigens auch aus dem Volke stammt, ist einer der originellsten, tiefsinnigsten, unerschöpflichsten Charaktere, welche die Poesie je geschaffen hat. Ich könnte über ihn sofort eine Monographie schreiben, und bin überglücklich, daß ein solcher Mensch nun doch endlich einmal da ist, daß man täglich mit ihm Umgang haben kann. Man besinnt sich bei hervorragenden Erscheinungen gern auf den ersten Eindruck. Er ist oft ein ganz anderer als die spätern. Als ich die «schwarze Binde» auf dem Fortunaball in einer der Logen mit einem Frauenzimmer im Gespräch verkehren hörte, wurde ich von den groteskesten Schauern aber auch Aversionen ergriffen. Ich glaubte einen alten, halbwahnwitzigen Wollüstling zu hören, der von seiner Schönen coionnirt wird. Er steht ihr unter dem Pantoffel, sie kostet

ihm Summen auf Summen, er verschwendet Kleinodien an sie, aber nie ist sie befriedigt, und tyrannisch und brutal setzt sie ihm zu; sie ist von der Tarantel der wildesten Vergnügungswuth gestochen, er weiß sie kaum noch zu zügeln, dennoch hat er sie in seiner Gewalt. Zuletzt imponirte mir der Mann über alle Maßen. Er verräth sittliche Zwecke, er ist die unverwüstliche Geduld, er ist wie der Erzengel Michael, der mit dem Drachen der Verworfenheit kämpft und ihn besiegt. Und ich hatte mich nicht getäuscht in Murray. Denn wie groß, wie erhaben ersteht er vor uns im dreizehnten Capitel: «Innere Mission!» Es ist da, wo er sich mit demselben Weibe überwirft, die, obwol schön und von stattlichem Wuchs, doch dem Abgrunde sich übergeben hat, aus ihm hervortaucht. Es ist als wenn wir in einen Kampf zweier Centauren blicken. Nein, es ist mehr! Er will ihre Seele, die ihm die Hölle entgegenspeit, retten, koste es was es wolle. Er ist hier ein Menschenfischer im Sinne des Evangeliums, ein Cherub, der sich ihr, indem sie ihm entgegenrast, wie sonst nur die Teufel an Verdammten thun, aufheftet, anklammert, und ihre Seele nicht preisgeben, nicht fahren lassen will. Er wird, eben noch alt, jugendlich schön, schlank vor unsern Augen; die schwarze Binde fällt. Schon hat er die Verlorene

auf beſſerm Wege. Sie bekennen einander ihr Leben, daß uns Hören und Sehen vergeht. Sie ſinkt aber wieder zurück in den Abgrund der Verworfenheit. Er ihr wieder nach und — erfaßt ſie. Sie ächzt unter ſeiner Kraft; ſie bricht zuſammen vor ihm, aber ſie erholt ſich auf's Neue. Da dringt er mit einer Engellegion in ſie ein. Sie will vergehen vor Wuth. Er ſteht vor ihr da, an der Spitze ſeiner Gedankenſcharen, wie der Geiſt, der ſteinerne Gaſt, der Mahner an die Ewigkeit, vor dem Don Juan, und flammt und donnert ihr entgegen ſein: „Nieder, bete!" Und ſie gehorcht. Und das Gebet, das er ihr ſpricht (da ſie nicht mehr beten kann) es iſt ein Gebet, dem ſelbſt der Widerſtand der Verſtocktheit ſich ergeben muß. Wo wäre ſchon von einem Dichter der Reue, dem Aufhören, dem Sterben des alten, dem Aufleben des neuen Menſchen ein ſolcher Ausdruck des Triumphs gegeben? Ja, in dieſem Gebete Murray's, wenn Alle ſo beten, wenn Staat und Kirche in ein ſolches Gebet aufgehen und es damit erfüllen werden, in dieſem Gebete haben wir die Zukunft des Chriſtenthums, das Ritterthum vom Geiſte in ſeiner Vollendung, das Reich Gottes ſchon auf Erden. Und ſo iſt der ganze Mann, dieſer Murray, und laſſen Sie ſich nicht, Verehrteſter, und laſſe ſich Niemand, der die «Ritter vom

Geiſte» lieſt, auch nur ein Wort entgehen von dem, was Murray je geſprochen hat. Ja Murray, vielſeitig gebildet wie er iſt, noch voll der Erinnerung von dem, was auch er einſt zu bereuen gehabt, Murray, unendlich reich an Erfahrungen, an Gedanken, ſtets arbeitſam, ſtets zufrieden, mit ſeinem Gotte und ſich ſelig begnügt, ſtets freudig zum Wohlthun, Murray iſt im Beſitze der wahren Philoſophie des Chriſtenthums, aber auch ein Meiſter in der chriſtlichen Praxis, und ein ſtrenges Gericht über die Halbheit ſo vieler unſerer heutigen Inſtitutionen. Ich wüßte, mein Freund, kein Ende zu finden über dieſen herrlichen, einſt tiefgefallenen, jetzt aber Millionen Selbſtgerechter aufwiegenden Menſchen, und muß mir mit aller Gewalt hier Einhalt gebieten. Nur dies noch über Murray's Chriſtenthum, welches die Bibel und alle geſunde Philoſophie für ſich hat. Ja, würde er zu uns Heutigen ſagen, die Erlöſung, die Befreiung vom Böſen und allem Uebel iſt der Hauptnerv des Chriſtenthums. Aber iſt dieſer Glaube, dieſe Nothwendigkeit, dieſe objective Wahrheit in dem überall ſchon zu erkennen, wie ihr in eurer hiſtoriſchen Wirklichkeit verfahrt? Tragt ihr — ich meine die Welt — nicht ewig nach, oder doch wenigſtens ſo lange der Menſch lebt, den ihr anklagt? Selbſt wenn ihr ſtraft,

und euch an der aufrichtigen Reue, an der Auferstehung des neuen Menschen doch nicht genug sein laßt, tragt ihr nicht selbst nach der Strafe noch nach, und seid unversöhnlich im Grolle? Und das hieße die Idee und Thatsache der geschichtlichen Erlösung bezeugen, geschweige auch nur die christliche Lehre, daß die Reue alle Sünde vertilge, und daß Gott den Tod des Sünders nicht wolle? — Ja, mein guter Murray, du hast allen Grund zu fragen: „Soll die Schmach der Sünde denn ewig sein, ein Verbrechen nie vergessen werden?“ (V, 124.) Und Dankmar, der Ritter vom Geiste, stimmt dir bei, wenn er ausruft: „Der Staat ist kein Bund der Menschheit, die Gesellschaft ist grausam und lieblos.“ (V, 194.) — Und ich glaube, Thomas von Kempen, der sich statt der Memoiren hinter dem Bilde der Fürstin vorfindet, wird mit Murray und Dankmar übereinstimmen.

Ich werde sogleich weiter darauf zurückkommen; zunächst aber dieses. Welche Blicke des Verfassers in den ernsten Charakter unserer Zeit, in der Scene mit Fränzchen, wenn er (V, 162) bemerkt, und auf Louis Armand hindeutet: „in allen großen Werkstätten gibt es gewiß immer Einen, der eine Art Propheten abgibt“; und dann wieder: „in jeder großen Werkstatt gibt es — einen Philosophen“; und dann wieder

von Armand (V, 163): „einer ſtürmiſchen Leidenſchaft war ſeine melancholiſche Philoſophie nicht fähig.“ Das ſind inhaltſchwere, zukunftsvolle Tiefblicke, die aber weder Kopfhänger noch leichtfertige, flache Aufklärer verſtehen werden. Es geht durch unſere ganze moderne Exiſtenz ein gegen Religion und Chriſtenthum ſtreitender Terrorismus ſteter Beaufſichtigung, Androhung. Wir haben jene heitere, muſiſche Exiſtenz der Griechen ganz verlernt, und ſollten doch viel weiter ſein als ſie. Es geht aber auch immer noch eine Luft durch's Volk, voll wonneſamer Muſik und Poeſie der Wirklichkeit, zumal wenn es ſich, nach einer Woche ſchwerer, ununterbrochener Arbeit, wie in unſerm Romane Fränzchen und Louis, zum Sonntage Nachmittag in den grünen Wald, auf die duftige Wieſe lädt, und dann zum Tanz die Schalmei, die Flöten und die Geigen erklingen. Doch das iſt Alles nur zu ſchnell vorüber, oder ein Regenwetter läßt's gar nicht zur Welt kommen, und dann geht ſchon wieder die ſchwere Woche an, mit dem ew'gen Frohndienſt. Aber das Volk denkt jetzt ſchon nach, mehr als je, und dichtet auch bei der Tretmühle, und iſt oft ſchwermüthig; ja beide, die Strömungen der Luft und die Stockungen der Schwermuth gehen auch ſchon mehr als je durch unſere Salons, und die jungen Leute

lieben zwar, aber ſie haben gar nicht mehr rechte Luſt zum eigenen Herd, zur Verheirathung; als lohnte es nicht mehr, als ahnten beide, Volk und Vornehme, den neuen Advent, der heranrückt, eine Kataſtrophe gewaltiger als jede frühere, und jeder Ritter vom Geiſte (nicht die Ritter von der Materie) muß ſie wünſchen die große Kataſtrophe, die Kriſis ſonder Gleichen. Die „melancholiſche Philoſophie" der Modernen ſpürt ganz richtig, daß das Ritterthum vom Geiſte im Durchbruche zur allgemeinen Erdwirklichkeit iſt, auf daß die Halbheit und Zerfahrenheit, das ſchroffe Nebeneinander von Jammer und Uebermuth aufhöre, und die Erde werde, wozu ſie nach dem Chriſtenthume beſtimmt iſt, das wahrhafte Reich Gottes, das den ſtreitenden Staat und die ſtreitende Kirche zu einem Höhern als beide verklären wird. Jetzt noch folgt jeder Luſt eine Trauer, jedem Triumphzuge ein Leichenzug.

Wir ſehen in unſerm Romane (V, 181) vier glückliche Menſchen, von denen der eine noch bleich von der Krankheit iſt, vier Freunde, in einer ſtattlichen Equipage hinaus nach einem Luſtorte fahren. Der Herbſt täuſcht den Frühling vor, aber — es iſt doch der Herbſt. Wie lebhafte, gedankenvolle Geſpräche ſtrömen auf und ab unter den Männern! Und können Sie ſich, Verehrteſter, eine höhere Luſt der Exiſtenz

denken, als wenn Freunde in der Natur Alles durchsprechen, was irgend des Geistes ist? Aber ich weiß nicht, wie ich die da fahren sehe, ich spüre etwas von Schwermuth, die der Herbst allein nicht sein kann. Wie die Vier da einander gegenübersitzen — die Wandstablers haben der Wiedergenesung des Fürsten zu Ehren den Wagen mit Blumen geschmückt — ist es mir beim Lesen, als hätten sie einen Kindersarg, auch mit Kränzen geziert, in ihrer Mitte, wie Männer im schwarzen Frack sich wol zu vereinen pflegen, ein dahingegangenes, junges Leben zu Grabe zu bringen. So geht es nach Solitüde fort. Man ist angekommen. Die Gespräche sind immer fesselnder geworden. Auch Thomas von Kempen ist aufs Neue in Betracht gezogen. Aber die Ehre, die Ehre vor der Welt lockt den jungen Fürsten. Ich sehe vollends auf der Rückfahrt die schöne Freundschaft der Viere schon welken. Sie ist doch noch so jung! Ich sehe oder ahne ihren Tod. Ja, sie stirbt, sie ist todt! Das war der Kindersarg, den die Viere dort zu Grabe fuhren. —

Und doch, man wollte immer wieder für Egon hoffen. Wie er so trefflich über den Thomas a Kempis, sogar mit Anerkennung, zu sprechen versteht! Nur daß ihm an dem Manne besonders das „Vor-

nehme" (169) gefällt, nur daß er später meint, Kempis wäre nur auf die Welt des „Klostergartens" anwendbar, das zeigt uns denn wol, daß Egon nicht ohne vorgefaßte Meinungen ist, und zwar nicht frei genug von den Vorurtheilen einer aristokratischen Selbstbespiegelung und selbst des Zeitgeistes. Und doch ist und bleibt «Die Nachfolge Jesu» von Thomas von Kempen, recht verstanden, mit Freiheit auf jede Zeit angewendet, ein wichtigeres Document, ich wiederhole es, als die Memoiren des Bildes und die Papiere des Schreins. In Kempen's Geiste haben die Ritter vom Geiste fortzuwirken, nur in viel weitern Dimensionen, nur mit Einarbeitung aller Errungenschaften der Cultur, denn wohl gemerkt, Kempis war ein Ritter vom Geiste, und das von den Meisten erst zu entdeckende Christenthum ist dasselbe Ritterthum vom Geiste. Versteht, ihr Ritter (und von Dankmar und Murray, wenn dieser sich auch nicht einschreiben läßt in den Bund, dem er vorzugsweise gehört, bin ich solchen Verständnisses gewiß), versteht, ihr Ritter vom Geiste, den Thomas von Kempen nur freisinnig und großartig, so habt ihr in seinem goldenen Lebenswandererbuche auch für unsere Zeit, was sie in allen ihren geistig Edeln will, ihr habt Armuth und doch Seligkeit, Reichthum und

doch Selbſtentäußerung, Unabhängigkeit von jeder äußern Gewalt, und doch Ausbreitung in einen weltweiten Bund, Werke und Betrachtung, Arbeit und Feier. Das macht Murray ſo groß, daß er irdiſch reich, und doch arm an Anſprüchen iſt; daß er den Reichthum beſitzt, als beſäße er ihn nicht, und die Schätze des Geiſtes mit Freudigkeit und Beſcheidenheit verwaltet. Von Thomas von Kempen lernen wir, was heute ſo noththut: Vereinfachung der Exiſtenz, Rückſichtsloſigkeit, Freiheit von Menſchenfurcht, Demuth und Vornehmheit zugleich, Freiheit von pietiſtiſcher Schönſeligkeit, Krieg gegen den weltlichen und geiſtlichen Stolz, und mit alle dem den Himmel ſchon hienieden. Thomas von Kempen iſt frei von allem Zelotismus, von allem ſalbungsvoll herrſchſüchtigen Dogmatismus, und dieſen ſpätern Despotien einer praktiſchen Theologie, in der ſo oft jeder einzelne Prediger ſein apartes Chriſtenthum hat, und ſich für infallibel erklärt. Nur nichts Halbes, ihr Ritter vom Geiſte! Dem Geiſte nur keine Schranken geſtellt! Habt die Urbanität der Stadt Gottes und des Reiches Chriſti im Sinne des Thomas a Kempis! Wir Ritter vom Geiſte haben die große Aufgabe, alle Zeiten in uns zuſammenzuſchließen, und in ihrem Silberblicke ſchon ewiger Weiſe darzuſtellen. Das wahre Chriſtenthum will die Früchte aller Völ-

ker für das Reich Gottes gewinnen, und die jedes einzelnen Menschen wo möglich noch dazu. Das wahre Christenthum erkennt in allen Religionen, Künsten, Wissenschaften dasselbe göttliche Leben. Auch der treffliche Amerikaner Parker deutet in seinen Schriften darauf hin. Nur keine scheelsüchtige, dumme Intoleranz! Ihr Ritter vom Geiste seid jetzt das „Salz der Erden"; „womit soll man denn salzen, wenn das Salz dumm ist?" Versteht auch den Thomas von Kempen cum grano salis! Kempen ist ein Schutz gegen die heutige Heuchelei, Coquetterie mit der Frömmigkeit. Er macht, ein Streiter Christi, freilich auch Front gegen die materialistische Geistlosigkeit und Bornirtheit unserer Tage, die aus jedem Rind schon die pantheistisch unsterbliche Seele ausfahren sieht, in jedem ganz gewöhnlichen Schaf schon ein heiliges Osterlamm feiert, und, wie die Excellenz von Harder, jede dumme Gans mit dem majestätischen Schwane der Leda verwechselt. Was Gutzkow so bedeutsam in der Vorrede zur dritten Auflage (S. XVIII), bei Gelegenheit „einer armen Magd", hervorhebt, unterschreibt Thomas a Kempis mit seiner weltüberwindenden Liebe buchstäblich. Und nun zum Heiligthum unsers Romans, da wo die erste Stufe desselben anhebt! —

Der Anfang einer Gemeinde, die für den Geist

in die Schranken tritt, ist immer unscheinbar. Das eigentliche Herz, den Herzpunkt der «Ritter vom Geiste», der nun als springender Lebenspunkt weiter zünden wird, lesen wir im elften Capitel (V, 197), wo Dankmar ruft: „Es gibt eine kleine Leiter von Begriffen, die so einfach, so tief in der Menschenbrust begründet ist, daß sie die einfachste Intelligenz erklimmen kann. Auf diese Begriffe hin reiche sich die Menschheit die Hand, beschwöre sie und erkläre feierlich, auf diesen Schwur hin nur noch leben und sterben zu wollen!" — Fürwahr, es ist erstaunlich, wie sich aus den einfachsten, übersehbarsten Elementen, eine Unendlichkeit, das Universum zusammenbaut! In den 25 Buchstaben des Alphabets liegt die Unendlichkeit der Ideen verzeichnet, liegen und schlummern die herrlichsten Geburten! Wer sie zu wecken verstünde! So in den Tönen, den Strichen, den Farben, den Figuren und Körpern. Aber Alles kommt auf das Fundament bei einem Baue an. Wenn Dankmar (V, 194) sagt: „Ein einzelner Mensch kann in unsern Tagen nicht mehr Messias sein; die Ideen sind es, die jetzt als Erlöser und Propheten auftreten"; so kann ich, was die Ideen betrifft, mit Dankmar nicht übereinstimmen; aber das schadet nichts, denn mit Dankmar und mit Murray werd' ich mich schon verständigen, und vollends mit

Gutzkow, der mehr als Beide ist, mit dem ich gewiß schon einig bin. Niemand darf und kann mit bloßen Ideen für das Ritterthum des Geistes einen andern Grund legen, als den, welcher schon gelegt ist, und den die Pforten der Hölle, und am wenigsten die des heutigen Materialismus, nicht wankend machen werden. Christus ist dieser Grund. Christus ist der Durchgang der Erde durch die Sonne, und zwar nicht bloß die Sonne unsers Systems, sondern die aller Systeme, und nicht bloß der Durchgang, sondern auch das Ruhen in dem nie untergehenden Lichte jener Sonne, die freilich noch kein bloßer Astronom mit seinem Riesenteleskop gesehen hat, die aber unter Umständen eine „arme Magd" und ein einfaches Kind sehen können. Ideen sind nur die prächtigen Sterne im innern Universum, die ebensowol noch auf einen andern Lichtquell hindeuten, wie die des äußern. So aufgefaßt, wer wollte die Ideen in ihrer Herrlichkeit nicht anerkennen und zu immer neuer Geltung bringen! — Und nun vertiefen Sie sich, mein Freund, weiter in das fünfte Buch unsers Romans. Es strotzt von den fruchtbarsten Ideen und ergreifendsten Spannungen, wie die, wo gegen das Ende Egon vor Paulinen steht, der Fürst, gegen alle Galanterie und Etiquette, seines heiligen Anrechts an die Memoiren

ſich bewußt, gegen das Weib vordringt, die Schlange ſich ringelt, in Farben ſchillert, erbleicht, aber, indem ſie das Gift ihres Lebens ausſprüht, d. h. ihren Lebenslauf glänzend erhellt, hat ſie ihre Beute auch ſchon im Munde, um ſie zu verſpeiſen. Was helfen einem ſo Beſiegten die Memoiren, die ihm das Weib herausgibt? — Ja, die «Ritter vom Geiſte» ſind nicht bloß ein Werk, das uns, wie man zu ſagen pflegt, die höchſte Unterhaltung bereitet; ſie durchdringen uns Mark und Bein, und rufen den Geiſt für Zeit und Ewigkeit wach!

IX.

Ich habe mich als Kind oft gefragt — und das menschliche Herz liebt solche Fragen, auch Jean Paul und Gutzkow lieben sie, und wissen darauf zu antworten — wie wohl jenem Wesen um das Herz sein müsse, welches keine Sonnenglorie mehr über sich hat, und kein anderes Wesen mehr, da alle Sonnen unter seinen Füßen rollen, alle Wesen von seinem Odem ausgehen; ja ich habe mich oft in der Vorstellung — denn im menschlichen Ich regt sich eine solche Anwandlung — an die Stelle jenes Wesens gesetzt; aber immer ermattete ich und konnte solche Höhe nicht erreichen, auch bedurfte ich der Liebe eines Höhern als ich, und ohne sie, ohne in ihr geborgen zu sein, wollte mein Herz schier verschmachten. Jedes menschliche Ich will glühendbedürftig ein Du, jedoch nicht bloß ein Du seines Gleichen, sondern auch ein Du anderer Art, zuerst des Weibes, oder des Freundes, der noch andere Ansichten hegt als es selbst, zuletzt aber Gottes. Dann

konnte ich schon in jenen Kindestagen mir Gott nicht lebendig genug (und doch nicht menschlich) als Person vorstellen; denn ohne Person schien mir Alles in Nichts, oder doch in Staub sich zu verflüchtigen. Was aber das Oben und das Sein über allen Wesen betrifft, so sagte ich mir damals, Gott möge wol in der Mitte des Alls wohnen, in einer Sonnenburg, wie dichterische Gemüther gemeint, und doch von hier aus auch die letzten Marken seiner Schöpfung allgegenwärtig durchdringen. Und dann erst hatte meine Liebe Befriedigung, und ich grübelte weiter nicht. Ich sehe, daß im Grunde genommen, abgesehen von aller Bildlichkeit, auch der tiefste Denker nicht weiter gelangt; so weit aber muß er gelangen, sonst ist er kein Denker. Auch Wilhelm von Humboldt fand zuletzt, nachdem er die Staaten, die Kunstwerke und so viele Sprachen durchforscht, in der Liebe zu Gott seinen höchsten Triumph, sein Ritterthum vom Geiste. Welchen Sinn aber hätte noch Murray's herrliches Gebet (V, 302), wenn ein solcher Gott nicht wäre, einen solchen Schrei der ringenden Sehnsucht und Liebe zu vernehmen, zu hören und zu erhören? Die Sprache freilich allein macht's nicht, sondern auch das Ohr, das diese vernimmt, und vor allem die Selbstlosigkeit und Lauterkeit der Gesinnung.

Da haben wir gleich im sechsten Buche unsers Romans einen Mann, der noch mehr Sprachen versteht als der weiland verstorbene Cardinal Mezzofanti. Ich meine den Professor Rafflard, den Allerwelts-Jesuiten, der von Paris nach einer deutschen Residenz kommt, um für die alte Gräfin d'Azimont Geschäfte zu beseitigen, der den geistlichen Humbug in riesenhafter Ausdehnung repräsentirt, und gegen den die geschicktesten, weltlichen Diplomaten erst ABC-Schützen in Unterhandlungen sind. Diesen Rafflard studirt, um zu wissen, was die Entartung aber auch die Gefahren des Jesuitismus auf sich haben. Die Sprachen, die Professor Rafflard spricht, sind aller Menschen Redensarten, d. h. so viele Sprachen, als es nicht bloß Völker, sondern einzelne Menschen gibt. Den Heiden ist er ein Heide, den Juden ein Jude, den Protestanten ein Protestant, den Frommen ein Frommer, den Wüstlingen ein Wüstling, sogar schönen Frauen Galantin, Liebhaber und Beichtvater; kurz, er ist, was ihr wollt, immer aber lediglich sich und seinem Orden zu Nutz, in dem er sehr bescheiden, servus servorum, nur der unterste Laienbruder ist. Man begreift nicht, wie der Dichter aber auch so alle Sophismen und blendenden Syllogismen in einem Individuum versammeln, in so stets pointirter, vor

jeder Ausweglosigkeit sichern Eloquenz loslassen konnte. Es ist gefährlich, wenn man nicht stets auf seiner Hut ist, Herrn Rafflard zu hören; denn verlockend muß man es finden, so alle Fäden der laufenden Geschichte in seiner Hand zu haben, überall Verbindungen zu wissen, stärker und weitgreifender zu sein als die Macht der Kanonen und Bayonnete, als die Macht der Portefeuilles und der Cabinete. Und das Alles geht hier von einem Mann aus, von dem man nicht einsieht, wie er noch lebt, bei solcher Rührigkeit spät und früh, von einem Manne, der heute Nacht auf dem Fortunaball tanzt, und Morgen früh schon wieder am Sopha, zu den Füßen der reizenden d'Azimont sitzt, von einem Manne, dessen Leben noch dazu von der Hektik fortwährend attaquirt wird, und der keinen andern Reiz kennt, keinen andern Zweck hat, als den der Intrigue zum Wohl seines Ordens. Aber das ist wieder in unserm Romane der Sieg des sittlichen Pathos über alle Ränke und Nichtswürdigkeiten, daß die Klugheit Rafflard's an der Murray's ihre Uebermacht findet. Ein katholischer und ein protestantischer Jesuit, und die, welche mit ihnen auch politischerseits im Bündnisse stehen, betreiben die Auseinandersprengung des Ritterthums vom Geiste in seinen Vertretern, es gelingt ihnen zum Theil, es gelingt ihnen für kurze Zeit, aber die

Saaten des Gottesreichs ſind geſäet, und gehen ſelbſt unter den Stürmen der Revolution auf, die im Hinter- und Vordergrunde ſich nicht bloß ankündigt, ſondern bereits ihre Opfer hinnimmt,* und Murray iſt noch dazu ſtärker als beide Jeſuiten. Ich muß wieder eine Menge der herrlichſten Momente und ganzer Partien übergehen, da der Reichthum mich in der Briefform überwältigt.

Die Flottwitz verkündet den Militärſtaat um jeden Preis; ſie ſtickt im Eifer ihres patriotiſchen Cultus die Namen der weltlichen Heiligen in alle Fahnen. Umſonſt. Jeder Menſch iſt Gottes Ebenbild, hat eine unſterbliche Seele, ſoll nicht bloß nach dem 25. oder 35. Regimente bezeichnet werden. Auch ſtoßen wir wieder auf Polizei, ſogar geheime. Dieſe Agenten, wo wir ſie treffen, ſind trefflich charakteriſirt. Auch Hackert iſt darunter. Obercommiſſär Pax obenan. Das iſt die abgemeſſenſte Sprache nach dem Range, den Jeder bekleidet, und doch klingt eine gewiſſe Kameraderie, die ſich ſchon verſteht, mitten durch. Man fährt und „ranzt" ſich untereinander an, wie das ſolchenfalls hergebrachter Ausdruck iſt, aber man ehrt ſich auch mit einem höflichen „Sie". „Hackert, was haben Sie wieder gemacht? Hackert, paſſen Sie beſſer auf! Hackert, Sie haben wieder Ihre Tollheiten!" läßt ſich der Vorgeſetzte höflich gegen den Subalternen herab.

Aber der Dichter, unerschöpflich wie stets, rollt, als malte er auf Leinwand mit Farben und in der Gestaltenbeleuchtung der größten historischen Meister, ein Bild vor uns auf, das an Erfindungspracht und Eigenart fast alles Frühere übertrifft, zumal, wie es sich wirksam auf den Fortgang beweist. Er läßt uns Zeugen der Gründung des Ritterbundes sein, aber er lehrt uns auch ein ganz neues Bureausystem kennen; er führt uns in ein Ausspürungsgewölbe, in eine wahre — um mit Ihrer Erlaubniß ein Wort von indischer Länge zu bilden — Lichtkreuzbelauschungsgeschichte, da sich oben an dem Gewölbe, wo durch Oeffnungen in Kreuzform die Gasflammen ausströmen, durch akustische Vorrichtung die Schallstrahlen so brechen, daß man Alles vernimmt, was unten noch so leise gesprochen wird. Gewiß, selbst der Kaiser von China würde für ein solches Observatorium für die geheime Polizei Europa höchst dankbar sein. Das überaus Komische in unserm Falle ist, daß oben neben Hackert auch ein Tauber (so trefflich sind die Schallröhren) aufhorcht, was unten die Ritter vom Geiste: Dankmar, Siegbert, Louis Armand, Werdeck, Leidenfrost verhandeln. Es wäre kleinlich, daran Anstoß zu nehmen, daß die Gründung des Ritterbundes vom Geiste in einem Weinkeller vor sich geht. Ueberall

iſt ja die Erde des Herrn. Man kann in einer Kirche freveln, und in einem Weinkeller wiedergeboren werden. Auch hat die ſo höchſt eigenthümliche Anordnung mit den Schallröhren nicht bloß ihre lachenerregende, auch ihre ſehr ernſte und ſymboliſche Seite. Man darf den Mikrokosmos unſers Erdgeſchoßlebens nur in den Makrokosmos umkehren und ausdehnen. Wir Alle befinden uns in dieſem Erdgeſchoſſe, in dem doch auch der Wein des Menſchen Herz erfreut und Geſpräche unſer Herz erquicken. Aber der gewiſſenhafte Menſch weiß, daß Alles, was er ſpricht, in einem höhern Sinne als dem bloß phyſiſchen gehört wird. Das Univerſum iſt durchaus akuſtiſch. Dort oben, wo die Gasflammen der Geſtirne (jeder Stern, dieſes leuchtende, vielblätterige Kleeblatt, enthält bekanntlich Kreuze in ſeinen Strahlen) ausſtrömen, lauſchen gewiß Geiſter auf uns, und erhorchen Alles, was wir hier unten von Worten über unſere Lippen bringen, wenn wir uns auch noch ſo unbelauſcht dünkten; und hörte es Keiner, ſo hörte es doch Gott. —

Hier ſind denn auch über Hackert, vielleicht den räthſelhafteſten Charakter der Ritter, wieder einige Bemerkungen zu machen. Daß in Hackert der „Inſtinct" vorherrſcht, iſt ſehr ergiebig und zeigt ihn für ſeine jetzige amtliche Thätigkeit ganz geeignet.

Ein scharfer Geruch hilft auf die Fährte; ruchbar und Schnüffelei sind sehr bedeutsame Wörter. Man denke an die „wunderbare Person" in den «Wanderjahren» Goethe's. *) Hackert ist in der That ein schon überaus cultivirter und ursprünglich sehr begabter Kaspar Hauser, aber doch immer noch viel von solcher Verwahrlosung. Er ist nicht bloß ein in gewöhnlicher Art ausgesetztes Kind, er trägt ganz das Ausgesetztsein des Urmenschen nach dem ersten Falle an sich, und doch verräth er auch wieder als „Mannweib" eine noch gänzliche Unentschiedenheit für Gutes und Böses, ein Gemisch von Stärke und Schwäche, die ihn zu einem Problem machen; denn allerdings ist bei Hackert wohl daran zu denken, daß die Natur das Gute noch gar nicht kennt, sondern erst der Geist.

Die Abstufungen im Gespräche der Fünfe, dort unten im Rathskeller, in der Darlegung dessen was noththue, treten bedeutsam hervor und reflectiren ihr Individuelles auf's Bestimmteste. Siegbert, obwol unzufrieden mit der Sachlage, will das Ohr des Kriegsknechts geschont wissen. Und allerdings, laßt nur erst die Bestialität im Volke los, so seid ihr selbst in doppelter Gefahr, in leiblicher, aber auch in

*) Vergleiche mein Buch über Goethe's «Wanderjahre», S. 276.

moraliſcher; denn eure eigene Hyäne iſt dann losgebrochen. Man ſollte meinen, unter Siegbert's Milde müßten ſelbſt die beſtellten Horcher Menſchen werden, und Hackert beweiſt es. Siegbert will, daß man edel, wahr ſei und handle. — Leidenfroſt fährt mit ſeinem Witz gerne drein und macht lächerlich; er ſchlägt mit dem Schwerte zu, aber er iſt ſelbſt weniger gewaltthätig als ſein Geſellſchaftshumor. Man muß ihn aber mit Recht fragen: welchen Werth hat denn das leidige „Glück", wenn's doch auf Erden beim Alten bleibt? Der Despotismus ſoll niedergeworfen werden, aber mit der Republik iſt es gerade ſo wie mit den Paradewörtern: Geſetz, Gattung, Menſchheit, Atheismus, die unſere neuern Politiker und Philoſophen bankrott gemacht haben. — Louis Armand geht mit Siegbert, aber die Waffe behält er mit Leidenfroſt. — Werdeck bekennt, beinahe zu verzweifeln. — Es iſt von großer Wirkung, daß Dankmar zuletzt ſpricht, und den klaren, vollen Wein noch ſpäter gibt. Dankmar läßt nicht vom Ideal; aber er iſt auch praktiſch, gerecht und ſich ſelbſt klar. Er will vor allem den Geiſt reſpectirt wiſſen! Dankmar iſt der Held dieſer Helden, der Ritter ohne Furcht und Tadel. So etwa wie Dankmar würde hier ein deutſcher Hiſtoriker von rationeller Allgewalt und Rückſichtsloſigkeit geſprochen haben.

Während die ernste „Stiftung des Bundes" vor ſich geht, vergißt der Dichter auch die Seiten und die Oberen nicht, um, wie das Leben immer vollſtändig iſt, auch den Exceß und die Komik nicht zu kurz kommen zu laſſen. Die oben leuchtenden Kreuze deuten auf zwei Schächergruppen unten, zu beiden Seiten der mittlern Partie, welche das Ritterthum des Geiſtes ſtiftet, oder richtiger erneut, und ihr Kreuz in einem verklärten Lichte nach oben wirft. Die eine Gruppe der Schächer vertritt Stromer, die andere Raffiard, die dritte, die unſerer Ritter, Dankmar. Dankmar's Weiherede iſt, wie Alles, was von ihm ausgeht, klar, beſtimmt, ſcharf, haltungsvoll, wie ein juridiſches Erkenntniß abgefaßt, und doch von jener Hoheit getragen, die der Fachmenſch nicht hat, die nur philoſophiſches Denken verleiht. VI, 222, iſt es uns, als wenn Leſſing's «Nathan der Weiſe» ſegnend an uns vorüberſchwebte. Dankmar will einen Orden hervorrufen, der nicht abenteuerlich umirrt, und die Zwecke durch die Mittel verdächtigt, aber auch nicht einen, der zum Genuſſe bei wohlbeſetzter Liedertafel daheim bleibt und ſich mit Wohlthun abfindet. Es gibt noch heute zwei Orden, die Dankmar bekämpft; der eine ſind die in allen Ländern geſchäftigen Artusritter, welche um den heiligen Graal, wie man behauptet, ein zweideu-

tiges Spiel treiben, der andere Diejenigen, welche ihn bei Lucullischem Mahle umgehen lassen. Dankmar will einen Orden, der geistig rein, stark, aber auch weltlich gewiegt ist, um dem Kampfe mit der Welt gewachsen zu sein. Auch die Jesuiten werden von Dankmar mit Gerechtigkeit beurtheilt. Der neue Orden aber hat seine Gerechtsame nur vom Geiste und im Geiste. Diesen Geist hat schon Christus in seine ewigen Rechte gesetzt. Daher möge der Orden auch den Uranfang und das Ende bedenken, sonst schwebt er in der Luft. Das Mysterium muß anerkannt werden. Die Welt Gottes, des Geistes, ist voller Mysterien, sie verleihen dem Leben seinen Hauptreiz. Ceremonien, die keine wahrhaften Mysterien bergen, sind ein bloßer Popanz. Auch Dankmar ist gegen alle rohe Gewalt, und stimmt also mit Siegbert. Die Stelle in Dankmar's Rede: „die christliche Religion bindet nur noch Wenige", bedarf dieses Zusatzes. Das wahre Christenthum ist von den Meisten noch gar nicht entdeckt, es ist ein Goldland, welches Viele bezweifeln, welches aber dennoch da ist und alle Länder der Erde übertrifft, die Erde an den Himmel bindet, in einem erhabenern Sinne, als es beim Homer dem Zeus zugeschrieben wird, nämlich im Sinne der Astronomie und vor allem der Theodicee. Das

wahre Christenthum, dieser ewige Ritterorden vom Geiste, ist Vielen nur erst eine Fata Morgana, ein Wüstenreflex zwischen Himmel und Erde. Das Licht, welches das Reich Gottes sendet, ist auf Erden längst angekommen, aber der Stern und Kern dieses Reiches, auf den Christus stets hinweist, und der mit seiner Zukunft und ihm selbst Eins ist, der verklärte Körper selbst, der das Licht wirft, ist noch ganze Sternweiten von uns entfernt; denn sonst gäbe es auf Erden keine Staaten, keine Kriege und keine miteinander streitenden Confessionen mehr, sondern nur ein alle Völker umfassendes Gottesreich. Jetzt ist dieses für die Meisten noch ein Geheimniß. Auch Dankmar nimmt mit Recht das Geheimniß in Schutz (VI, 229), nur darf es nicht bloß „anziehen" und „schützen", es muß auch beleben, offenbaren, lehren, heiligen, beseligen, und zwar zu ewigem Gewinn, nicht bloß so für die zeitliche Existenz, für das Bischen Ruhm oder papierne Unsterblichkeit, für die Fortdauer bei der Nachwelt, oder zum Gedeihen der leidigen Gattung, dieses Mondkalbes überspannter und geistesbeschränkter Speculanten. Eine solche Unsterblichkeit wäre eine Narretei und ein Stein statt des Lebensbrotes, ein Spott dem Universum und Gott gegenüber. Soll ich für das Gute, Wahre, Schöne, soll ich für das Ritterthum

vom Geiſte in die Schranken treten, ſo muß in einem ſolchen Kampfe die Perſönlichkeit eines Jeden, und damit die einſtige Gottesanſchauung für jeden tapfern Ritter vom Geiſte geborgen ſein; ſonſt hab' ich keinen Muth zum Kampf, oder mein Kampf iſt nur Irrſinn.

Zum Schluſſe kann ich nur noch Einzelnes aus dem großartigen Zuſammenhange hervorheben. Dankmar bemerkt mit Recht, der Geheimbund brauche „einen Gedanken, Symbole, Hülfsmittel"; auch iſt es vortrefflich an Dankmar, daß er der „Ehre Gottes" (VI, 229) nicht vergißt, ſondern ſie als den Zweck des Tempelbaues bezeichnet. „Schwören" jedoch? Nein, ich will treu ſein, ohne Schwur, aus wahrhafter Liebe zu Gott, durch welche die Geſinnung beſtimmt wird. Der Grundgedanke des neuen Bundes liegt nicht in den Memoiren der Fürſtin, auch nicht im Schreine, ſondern im Thomas von Kempen. Der Grundgedanke iſt die Geſinnung. Die Mittel liegen äußerlich im Schreine, aber ſie können verloren gehen, ſelbſt wenn der Proceß gewonnen wird; die wahren Mittel ſind die Thaten der Ritter, und Arbeit rechter Art macht allemal reich. Endlich, die Symbolik, das Schwierigſte (daher ich ihrer zuletzt erwähne), wenn man ſie in beſondere Abzeichen ſetzen wollte. Symbolik kann und ſoll alles Aeußere werden für den

Menſchen von Geiſt, ſobald er dem Aeußern den Stempel des innern Lebens aufdrückt. Iſt doch die Natur in ihrer Allheit ein Symbol Gottes. Alles von den Rittern vom Geiſt Organiſirte iſt möglicherweiſe ihr Symbol. — In dem letzten Capitel des ſechsten Buches: «Zum Lebewohl», nachdem ſich Murray ſchon früher dem lockern Maler Heinrichſon als Mahnungsgeiſt der Hölle aufgeſetzt hat, bricht ſich an jenem auch die Klugheit Rafflard's vollends; die Windsbraut ſpringt um, und treibt den Jeſuiten in ſein eigenes Garn. Freilich auch unſere Freunde werden zur Abreiſe genöthigt. Selbſt Armand bleibt nicht. Egon bewährt, was wir längſt von ihm gefürchtet haben. Er läßt Freundſchaft und Ritterthum vom Geiſte fallen, und beachſelzuckt als Miniſter, als Fürſt, alle Liebenswürdigkeiten und Hoheiten, an die keine der Geburt und der Amtlichkeit hinanreichen. Olga flüchtet ſich zur d'Azimont. Kurz, es brauſt ein Orkan von tragiſchen Ereigniſſen zuſammen. Die Gräfin und die junge Fürſtin reiſen nach Italien. Heinrichſon wird Helenen Cicisbeo ſein. Wird er Egon ihr erſetzen? Wird er die Rachegeiſter, welche ihm Auguſte Ludmer nachſendet, mit neuen Abenteuern des Augenblicks verſcheuchen?

X.

Es will, verehrter Freund, dem menschlichen Herzen durchaus nicht eingehen, wenn es von der Schönheit entzückt wird, daß diese nur vergänglich sei; daß die herrlichen Gestalten, welche die Dichter, die Künstler aller Zeiten geschaffen haben, nur Gebilde der Phantasie seien, daß sie nicht vielmehr in einem Reiche Wirklichkeit haben sollten, in welches Einblick zu erhalten den Dichtern nur vorzugsweise beschieden worden. Und selbst wäre dem nicht so, ich würde einen Ersatz finden. Ich würde mich dabei beruhigen, daß jene höhern Naturen doch in ihren irdischen Schöpfern Wirklichkeit gehabt, und daß ihnen die Unvergänglichkeit also doch zufiele, die der Geist über allen Zweifel hinaus in Anspruch zu nehmen hat. Diesen Gesichtspunkt kann ich in unserm Romane bei Ackermann und Murray am wenigsten aufgeben.

Wollen Sie sich von der ganzen Anziehungskraft, welche Murray ausübt, von der Tiefe, der Zartheit,

der liebenswürdigen Eigenart seines Wesens ein- für allemal überzeugen, so wird Ihnen der Anfang des siebenten Buches dazu die reichste Veranlassung geben. Es geht freilich aus dem Anmuthigen, Behaglichen in das Entsetzliche, in die äußersten Spannungen über. Wir werden auch mit Ackermann's seltener Persönlichkeit nun erst recht bekannt, da wir ihn im Ullagrund, wo er sinnt und schafft, in Haus und Feld kennen lernen. Durch Lebensbekenntnisse, von denen das eine uns ein früheres ergänzt, und die furchtbarsten Abgründe menschlicher Existenz vor uns eröffnet, das andere mehr in einem gleichmäßigen Rhythmus der Bildung, und doch nicht ohne Verirrung und Zurechtfindung edelster Natur, auch erst theilweise uns klar wird, gelangen wir zu Enthüllungen, Auftritten, die uns erbeben machen, und über die uns nur allmälig Winteridyllen, Liebesglück und Scenen der höchsten Ueberraschung erheben können.

Ist Murray nun einmal mein ausgemachter Liebling, so gehören «Die ersten Winterschauer» in den «Rittern» zu meinen Lieblingscapiteln. In diesen abendlichen Situationen, in dieser geheimnißvollen Zurückgezogenheit denke ich ihn mir am liebsten. Dieses reizende Zwieleben hier von Murray und Louis Armand auf dem Schlosse Hohenberg, wo Alles jetzt so ausgestorben

iſt, der Winterſturm durch die Kamine pfeift, das Feuer in dem einen aber auch um ſo luſtiger brennt, die Lampe hereinkommt, und die Freunde es ſich ſo gemüthlich wie möglich machen, es iſt auch für den Leſer von ſo wohlthuender Wirkung. Daß ein lange nicht angeſchlagenes Fortepiano im Zimmer ſteht, auf welchem, wie auf jener im Winkel lehnenden Harfe im «Oberon», nicht wenig Saiten geſprungen ſind, und doch darauf geſpielt wird, gehört durchaus mit zum Reizenden einer ſolchen Situation. So wirken die Geiſter der Wehmuth, der Vergänglichkeit alles Irdiſchen um ſo ſüßer; wir hören doch volle Accorde, wenn wir von Empfindungen geſchwellt ſind.

Jeder der beiden Freunde hat ſeine Freuden wie ſeine Schmerzen hierher mitgebracht, Jeder ſeine beſondern Zwecke zu erreichen, Jeder will dem Andern zulieb wirken. Sie ſind bedeutend an Jahren auseinander, nicht minder an Erfahrungen, und doch iſt Jeder ſo reich daran. Murray ſcheint ein beſonderes Incognito beobachten zu wollen, er hat innere Selbſtbefriedigung gewonnen, und doch drückt ihn die Laſt eines Bekenntniſſes, und hat er auch längſt ſeine Seele gerettet, ſo ſucht er doch ſeinen Sohn, ohne den er nicht ſterben könnte. Aber wie er genügſam iſt, ſo iſt er auch geduldig. Es wird für beides,

was er ſucht, die rechte Zeit kommen. Dieſe raſtloſe Thätigkeit Murray's in der Betrachtung ſeiner Gedankenwelt oder mit der Hand und mit ſtillem Sinnen zugleich iſt ebenſo rührend wie erbaulich. Dabei iſt er ſo weiſe, ſo ſpähend, ſo weich und delicat in der Behandlung Anderer. Wie ſoll ich das ausdrücken, was ihn ſo einzig macht? Wenn er mit Armand ſpricht, wenn er ſeine Kupferplatten ätzt — ein Geſchäft, welches er ſo geheim hält, als ſuche er den Stein der Weiſen — ſo hat er etwas von einem Quäker oder einem ſtill feinen Herrnhuter. Oder nein, er hat etwas von einem wohlhäbigen, ſolid geſchäftigen Bürger von Amſterdam, von Spinoza ſelbſt, wenn dieſer in ſtiller Seligkeit, mit aparten Gedanken, ſeine Brillen ſchliff, eine Predigt las, von ſeinem Wirthe, der eben aus der Kirche kam, ſich aus der Predigt erzählen ließ, und er nun hinauf auf ſein Zimmer ging, allbefriedigt in ſeine „Subſtanz" ſich zurückzog, eines Tags ſich ruhig hinlegte und ebenſo ruhig ſtarb. Ganz ſo iſt Murray. Er iſt ſein eigener Prieſter und ſeine eigene Gemeinde. An ihm kann man erfahren, was Wiedergeburt auf ſich hat. Als er nach der Neuen Welt ging, ſtieß er mit dem alten Europa ſeinen alten Menſchen ab, und wurde in jedem Betracht, wie er in Kupfer ätzte, wie er wohl-

that, wie er die Wiſſenſchaften trieb, wie er ſein eigenes chriſtliches Theoſophem verfolgte, ein neuer, noch nie dageweſener Menſch. So kommt er nach Europa zurück. Mit ſeinem Gott iſt er auf's Reine, er weiß, was es heiße, von der Sündenlaſt frei ſein, aber die Welt, die Welt, dies gleißneriſche, nie befriedigte Ding, das ewig droht und ewig verfolgt, heftet ſich ihm auf's Neue an, und macht ihn nach außen auch wieder unruhig. Und wo iſt der, den er in Sünden gezeugt hat? Lebt er noch? Er, der einſt ausgeſtoßen wurde, durch Mutterfrevel und des Vaters alten Menſchen, irrt er ſelbſt jetzt als der verlorene Sohn um, und kann den Vater nicht finden, um zu ihm zurückzukehren? — Und wie nun Louis Armand, der noch nichts ahnt, dieſen trefflichen Murray ſelbſt wie der treueſte Sohn umwaltet, zärtlich um ihn beſorgt iſt, auf jede Bewegung ſeiner Lippen lauſcht, um ſich keinen, auch nicht den kleinſten ſeiner großen Gedanken entgehen zu laſſen, iſt jenes Bangen Murray's um den Verlorenen herzzerſchneidend, iſt dieſe Liebestreue Armand's, in der ſich Freund und Sohn hold vereinigen, herzerobernd, herzbeſeligend. Wenn er ihn ſo „Papachen" ruft, wenn er ihm ſo in Darreichungen behülflich iſt, wenn er ihn einen „Weiſen" nennt, da wo jener nicht bloß des alten

Sünders gedenkt, ſondern ſich auch jetzt noch unwürdig findet; es iſt über das Zwiegeſpräch dieſer Beiden ein Liebreiz ausgegoſſen, der, ich geſtehe es Ihnen, mich hingeriſſen hat, und von dem ich bekennen muß, daß ich nichts Aehnliches dem an die Seite zu ſtellen wüßte.

Und wie verſteht Murray ſich nicht bloß auf das Leben, wie verſteht er ſich auch auf den Tod und auf die Kirchhöfe! Hier könnte er dreiſt mit Hippel und mit Hamlet wetteifern. Auch da iſt er fein in ſeinen Bemerkungen und erhaben, humoriſtiſch und weltrichtend. Die Scene am und vom Grabe iſt ein Choral, es ſind die Exſequien der Auguſte Ludmer. Himmel, dieſe Betrachtungen des Todes und menſchlicher Schickſale! Welch' ein einziger, ureigen gegriffener Ton geht durch dieſe Fuge! Wie wunderbar iſt der Stylſatz, der Tonfall des Alten und Jungen! Oder ſoll ich es mehr durch Sculptur deutlich machen? Es iſt ein Guß von antiker Einfachheit und Schönheit. Kurz, Murray hat etwas kaum Wiederzugebendes in allen ſeinen Reden, etwas von uralter Biederkeit, von unendlicher Ausbeute nach langem Forſchen, etwas Weltgewiegtes, etwas das in Gott als der Liebe ruht, und alle Weſen nun auch zu ſich herüberziehen möchte. Und dieſe Toleranz Louis' dem herrlichen Büßer gegen-

über! Da nehmt ein Beispiel, ihr Richter, ihr Priester, ihr Machthaber! Da haben wir auch wieder die Anerkennung des Mysteriums. „Wissen Sie", sagt Murray, „daß das Bedürfniß der Beichte ein Mysterium ist?" (VII, 18). „Ich brauche einen Freund". (S. 19). Aber wie er von jeder ängstlichen Fassung und Abhängigkeit, von bloß menschlichen Verhältnissen frei ist, beweist er S. 41, wo Murray ruft: „Der Mittler Jesus, den uns das Christenthum bietet, sprach zu mir wie ein verborgener Freund." Hier ist die Beichte an das bloß leibliche Ohr völlig überwunden. So sollte man stets die Vergangenheit betrachten wie Murray (S. 21).

Ja, möchten sich Viele mit uns, mein Freund, versenken in dieses Sündenbekenntniß, welches Murray in die Brust seines Louis niederlegt, und damit vergleichen, wie er schon früher der Auguste Ludmer einen Abschnitt seines Lebens mittheilte! Hier ist viel zu lernen für Menschenkenntniß und Sittlichkeit, für Christenthum und Theologie, für Sündenvergebung, und daß auch Menschen im Vergeben, in der Barmherzigkeit unermüdet sein sollen. Wie dort Murray seine Flucht aus dem schaudervollsten Gefängniß erzählt (V, 280), sie besagt mehr als eine aus den Bleikammern von Venedig. Es ist uns noch selbst

in der Erzählung Murray's, als wenn plötzlich über dem Kerker der Himmel sich öffnete mit seinen Paradiesessternen; es ist uns, als wenn der dort unten aus der Hölle Dante's, trotz der Aufschrift, nun doch nach dem Willen Gottes entkommen sollte, da keine Regel ohne Ausnahme, und bei Gott kein Ding unmöglich ist. Dies frühere Leben Murray's, es ist das eines Verbrechers, und doch geht ein Mensch daraus hervor, der an Größe und Reinheit wenige seines Gleichen hat, und doch ist solch' Leben tragisch bis zum Ende! Mir begegnet in einer der Symphonien Beethoven's — bisweilen auch bei Mozart, dem Einzigen — an einer ganz bestimmten Stelle, so oft ich sie höre, eine heroische Gestalt, die sich aus einem nächtlichen Gewirre von andern Gestalten hervorringt. Doch schon wieder haben die Dämonen des Schattenreichs sie ereilt, in ihre Mitte sie gezerrt, es gibt einen Kampf, auf den Hölle und Himmel gesetzt sind, und den nie gehörte Weisen der Tonwelt uns nahe bringen. Nicht bloß Waffengeklirr hören wir, auch Frauengesang dringt durch alle die lärmende Wildheit der Krieger hindurch, in so lockender Art, daß solcher Sirenen Mund wol Odysseus kaum widerstanden hätte. Und ihr Gefangener ist jener Heros geworden. Sie

entwaffnen ihn, sie schleppen ihn mit sich. Da plötzlich legt der Künstler einen andern Chor ein. Der hat nichts von Metall, nichts von Erdschwere mehr, nichts was verführerisch wäre, was in Fesseln schließen wollte. Aber eine Sehnsucht ruft aus ihm, eine Treue der Liebe, ein Vergeben, daß uns, die wir das vernehmen, ein Strom von Thränen überwältigt und wir Derer gedenken, die schon geschieden sind, und denen wir manchmal wehe gethan haben, als sie noch unter den Lebenden waren. Dieser Chor dringt auch in des Gefangenen Bereich. Der Gefesselte wird größer und größer, lichter und lichter. Seine Ketten, seine Feinde fallen von ihm ab, und fliehen vor seiner Lichtgewalt. Er aber schreitet im Triumphe des Chors wie in ein Purgatorium ein, um sich nicht bloß von Ketten, auch von Rostflecken der Sünde vollends läutern zu lassen. Diese neue Welt weiß der Künstler uns in einer Stärke und Gegenständlichkeit zu eröffnen, daß auch wir, die wir solche Töne vernehmen, uns schon geläutert fühlen, und auch für uns aus so entzückenden Weisen Verzeihung hoffen. — Ich habe bei unsers Dichters Murray an jene Gestalt Beethoven's oft denken müssen. Die Genien aller Zeiten schauen ja dieselbe Herrlichkeit. Murray ist eine Klangfigur, die aus der innersten Welt des Gemüths und der re-

ligiöſeſten Weihe hervortaucht. Auch Murray ging in die Neue Welt, um ſich vollends zu läutern. Aber er kehrte voll Vertrauen zur Alten zurück. Er wähnte, daß auch mit ſeinen Verfolgern daſſelbe vorgegangen wäre, was mit ihm, daß auch ihnen die Schuppen von den Augen gefallen wären, deren eine der Mann mit der „ſchwarzen Binde" nur noch ſymboliſch und wie zur Erinnerung trägt. Jene aber hatten nichts von ſolcher Wandelung erfahren. Ob er gleich reiner geworden war, als ſie Alle, ſie nahmen ihm dennoch ſeine Freiheit — die er ihnen freilich anbot, als wollte er ihre Großmuth prüfen — und nichts half ihm ſeine Frage: „Soll die Schmach der Sünde denn ewig ſein, ein Verbrechen nie vergeſſen werden?" (V, 124). Nein, nein, Murray, ſie vergeben nichts, ſelbſt wenn ſie ſtrafen; um ſo mehr Preis Gott, der ſogar dann vergibt, wenn er nicht ſtraft. —

Doch, Freund, was werden Sie ſagen, daß ich meinem Lieblinge ſo vielen Raum gewidmet? Die Andern werden darunter leiden müſſen. Wir gehen jetzt Enthüllungen auf Enthüllungen entgegen. Auch Ackermann's Schickſale treten ſtets deutlicher hervor, und die ganze Geſtalt erſcheint uns in einem Lichte, wie es nicht vortheilhafter ſein kann, wie es jedoch von ihm ſelbſt ausgeht. Was vereinigt ſich in dieſem

Charakter Alles! Er ist auch hier der echte Deutsche, der in der Alten und Neuen Welt zu Hause ist, mit allen Schätzen der Bildung sich bereichert hat, weder dem Gemüthe noch dem Verstande etwas vergibt, selbst in der Praxis alles das leistet, was man bis dahin seiner Nation fast nur in der Theorie zutraute, so daß er einen Kosmopolitismus in sich abbildet, zu dem nicht leicht ein anderes Volk einen ähnlichen Mann aufweisen dürfte. Darin unterscheidet er sich von Murray, daß auch sein Leben nicht der Verirrungen, der Katastrophen entbehrt; aber Ackermann ließ es nie bis zur äußersten Grenze kommen, er wußte alle Conflicte bei Zeiten durch Bildung zu überwinden, deren reinster Ausdruck er in unserm Roman ist. Die Frauen brachten auch ihn in seinem Leben an die gefährlichsten Klippen, Romantik und Genialität gesellten sich dazu, er aber wußte aus der Leidenschaft Liebe, aus der Abenteuerlichkeit festen Boden und ein harmonisches Nebeneinander zu gewinnen. Seine beiden Namen sind sinnvoll, und passen für ihn ganz und gar, indem sie beide an den Ursprung aller Cultur gemahnen: Rodewald und Ackermann. Ich möchte ihn, wie die Frauen ihm zu schaffen machen, wie er eine Zeit lang in genialer Leichtfertigkeit abenteuert, dann aber Alles in den schönsten Tact und

Rhythmus der Bildung hineinzwingt, mit Lotharío in den Goethe'ſchen «Lehrjahren» vergleichen, mit dem Unterſchiede, daß jener aus Amerika kommt, dieſer dorthin wieder zurückgeht; jener, wie die ſocialen Richtungen und Fragen jetzt von allen Seiten ſich kreuzen, eine Aufgabe zu löſen hat, deren verwickelte Fäden ſich gar nicht überſehen laſſen, dieſer dagegen erſt beim Beginne des ſocialen Weltalters ſteht, und an ſeinen ihm eigengehörigen Beſitzungen in Europa einen ſichern Hinterhalt hat. —

Hier will ich denn ſogleich einer andern Bekanntſchaft gedenken, die wir im Ullagrund mit Armand machen: es iſt der Pfarrvicar Oleander. Wie er uns in Pleſſen zuerſt entgegenkommt, um den Wagen zu beſteigen, auf dem Louis bereits ſitzt, iſt der erſte Eindruck, den wir von ihm erhalten, nicht eben vortheilhaft. Es iſt eine echt proteſtirend knappe, theologiſche Geſtalt der Neuzeit, noch ſehr jugendlich, zugeknöpft, ſchlank wie langgeſtreckt, ja faſt unanſtellig. Dabei verharrt er in ſich, und könnte ſchon die erſten Saatſpitzen des geiſtlichen Stolzes verrathen. Aber ſpäter, je länger wir mit ihm verkehren, deſto lieber und unentbehrlicher wird er uns. Oleander iſt nicht bloß Theolog, er iſt auch Dichter, und noch dazu ſind ſeine Dichtungen nicht von jener ſalbungsvollen Blüme-

lei, daß er die Herrlichkeit des Vaterunsers etwa umschriebe und dadurch entstellte und verzerrte, sondern seine Gedichte sind die lieblichsten Sinnpflanzen, die aus einem reichen Innern nur je erwachsen konnten. Ja, was kein Widerspruch mit der Lyrik ist, seine Gedichte sind wahrhaft gegenständlich, sie gehen weit über seine Wonnen und Schmerzen hinaus, und, wie in allen Musik ist, so begleitet Oleander in der That durch den ganzen weitern Roman Freud und Leid der Andern mit seinen Gesängen; er verzichtet auf Frauenliebe, obwol er sie lange doch sucht, und hat volle Seligkeit und reinstes Gelingen seines Dichtens in der Freude über die Liebe, die Andern zu Theil wird. Und doppelt schön ist es, daß dieser treffliche Oleander nun mit Armand so einträchtig zusammengeht, daß sie nicht bloß dem Blute nach verwandt sind, sondern daß auch ihre Dichtungen wie zwei Namenzüge sich lieblich ineinander schlingen. Lesen Sie «Waldeinsamkeit im Winter», lesen Sie alle Capitel, in denen Oleander auftritt, und Sie werden in ihm die hellste und tiefste Resonanz alles Gemüths der Uebrigen und sein eigenes noch dazu finden.

Welche Worte bleiben mir noch, um für diesen Brief in Kürze auf den überschwellenden Reichthum des siebenten Buches hinzuweisen? Unter den mannichfalti-

gen Vorgängen des Gegenwärtigen kündigt sich schon die Fülle und der ganze Ernteſegen des Künftigen an. Egon in ſeiner Politik tanzt bereits auf dem Leitſeile der Oeffentlichkeit. Bald ſehen wir ihn rechts, bald wieder links, dann gefällt er ſich in der Mitte. Faſt coquettirt er mit der Arbeit, mit dem Intereſſe für die niedern Claſſen, mit allem excluſiven Vorbehalte jedoch einer guten Tafel und einer reich galonirten Dienerſchaft für ſich. Er kann ſich ſogar den künſtlichen Humor geben, Prinz Hamlet zu ſein, der der Zeit in die rechten Fugen helfen ſolle, er coquettirt (vielleicht ohne daß er's weiß) auf der Tribüne ſogar mit dem Tode, dem Kirchhofe, trotz Murray's, um Furore zu machen, was ihm denn auch zu Theil wird. Glacéhandſchuhe ſind das Symbol ſolcher Redekünſte. Es mußte viel dazu gehören, einen ſolchen Freund wie Ackermann ſich abwenden zu ſehen, der den Fürſten einſt wie ſein Auge behütet hat. Die Reden Ackermann's im Ullagrunde ſind alle, im Vergleich mit denen des Fürſten, die prachtvollſten Diamantengehänge, wahre Kronjuwelen eines freien Mannes ohne Krone.

Und was ſoll ich ferner ſagen von ſolchen Abſchnitten wie: «Deutſche Liebe, deutſches Leben», wo der alte Sandrart uns in ſeiner dreihärig feſtgeſeſſe-

nen Bauernnatur, mit allem Geldſtolz und dickhäutigen Uebermuth einer ſolchen, kaum eines Blickes würdigt? Man kennt ſolche Bauern auf ihren Gehöften, die mit keinem Fürſten tauſchen, und vollends einem Wildſchützen wie Heuniſch begegnen, als wüßten ſie aus der Schule her, daß das Jägerleben die unterſte, und der Ackerbau ſchon die vorletzte Culturſtufe ſei. Was ſoll ich ferner von dem «Land-Diner mit Honoratioren», und der köſtlich-drolligen Genremalerei in Pfannenſtiel und der Frau von Zeiſel und den Arrangements nach dem Range bemerken? was von der «Stimmſchraube» und dem «Geheimen Schrank»? Dieſe beiden Capitel ſtrotzen von Menſchenkenntniß, und ſpannen uns mit einer Stärke, daß ſich uns jedes Haar ſträubt. Dies Schmiedevolk mit ſeinem ganzen vulkaniſchen Element, bis auf jeden Hammerſchlag und Blaſebalg-Hauch iſt es getroffen. Was athmen, keuchen, ſprühen, ziſchen, heulen hier für Geiſter! Hier, in dieſer Umgebung kann man ſpüren, wittern, taſten lernen auch das Allerverborgenſte, was feiner als Spinneweb iſt, und was doch an den Tag der Sonnen kommt. Nun aber gar das Verhör Zeck's, des blinden Schmids, durch Louis Armand. Wer hätte je ahnen ſollen, daß dieſer melancholiſche Philoſoph, dieſer ſchwärme-

rische Dichter, dieser bescheidene Goldrahmenarbeiter so meisterhaft inquiriren könne. Die „Stimmschraube" ist hier wieder ein Symbol. Nicht Daumenschrauben setzt er dem verstockten Sünder auf, der sanfte Louis schraubt ihn mit solcher Unverfänglichkeit, so harmlos und unscheinbar, daß der Alte nichts merkt, bis Alles heraus ist. Der blinde Zeck ist in einer Weise geschildert, daß Aerzte und Richter wie Seelsorger hier Gewissenkunde studiren sollten. Nicht bloß weil er blinden Auges am Leibe ist, vibrirt Alles an Zeck, fährt er vor jedem Geräusche zusammen, auch weil sein Gewissensauge krank ist, mit dem er dieselben Gespenster sieht — und noch einige darüber —, welche Pauline von Harder und die Ludmer zu spüren meinen, um sich nach deren Möglichkeit bei der Polizei zu erkundigen. Und nun dies verwunschene Waldhaus! Diese Zetermutter, die Alte! Indem sich das Gräßlichste lichtet, wird der blinde Zeck vom eigenen Bruder, von unserm unvergleichlichen Murray, zusammengeschossen, um einem Mörder, auf's Neue, zuvorzukommen!

Mit welchem Allgefühl ist der Winter im Capitel «Unterm Schnee» geschildert! Ach, wenn es nur nicht zu so entsetzlichen Ausgängen hätte kommen müssen! Als Seitenstück zu dem von Oleander Be-

merkten in Betreff von Rechts und Links (VII, 244) könnte man an jenen völlig natürlichen Egoismus erinnern, daß wenn Jemand im Finstern gefragt wird: Wer ist da? er in der Regel antworten wird: Ich. — Will Jemand erfahren, was musikalisches Element in der Poesie, was der musikalische Aether in unserm ganzen Roman ist, so lese er VII, 254, wo Oleander eines Dahingegangenen gedenkt; es ist, als wenn man Harmonikaglocken von der reinsten Stimmung vernähme. Nun aber wieder der Brief Dankmar's, in dem er dem Bruder der Mutter Hingang mittheilt! Kommt, und lernt von unserm Dichter den Tod schildern nicht bloß, auch ahnen, verstehen, was er wol sein mag. Wen jener Brief nicht erschüttert, zu einem neuen Menschen macht, dem ist nicht mehr beizukommen. In dem Abschnitte: «Sanct Nikolaus», welcher uns aus der Volks- und Familienpoesie des christlichen Jahres einen so muntern Abend bringt, ist es noch im höchsten Grade erfreulich, daß die Anhänger der modernen Unsterblichkeits-Theorie und -Philosophie, die weder das eine noch das andere ist, also abgeführt werden, wie es jene schwächsten und sterblichsten aller Denker verdienen. — Leidenfrost, den wir als Ritter vom Geist und Humorist so schätzen, hätte in der Gesellschaft bei Ackermann, in dem Capitel:

«Stillstand im Gegenwärtigen, Regungen im Zukünftigen» wol etwas zurückhaltender sein sollen; Leidenfrost hat das, was man eine böse Zunge nennt, ohne zu bedenken, daß, wenn man sich so gehen läßt, man hinterher auch bei Denen verliert, die einen für den Augenblick gern hören. Endlich — «Die Locke des Sohnes» beendet das siebente Buch in der großartigsten Weise. Einziges Zwiegespräch zwischen Vater und Tochter; noch verwickelt sich Alles, aber schon steht die freudenvollste Entwickelung bevor! Dankmar, derselbe, dem in jener Mondnacht Ackermann das Bild zustellte, aber dem Schlafenden auch eine Locke entwandte, Dankmar kommt als Flüchtling zu Ackermann und Selma. Die Locke offenbart Alles. Das höchste Glück ist ihr Aller Theil.

XI.

Es ist, verehrter Freund, das große Verdienst der «Ritter vom Geiste» in ihrem Nebeneinander von Hütte und Palast uns eine Gesammtschau unsers Jahrhunderts gegeben zu haben, sodaß wer sich in die unabsehbare Perspective dieser Darstellungen einlebt, die etwa Fehlenden leicht ergänzen kann. Keiner Macht wird hier das Wort gesprochen, als der des Geistes, wiefern er sich an der Natur erhebt, diese aber auch nicht höher anschlägt als sich selbst. Ja der Geist, der höhern Orts als die Natur stammt, der sich in seiner Freiheit und Sittlichkeit erfaßt, der sich Gottes in den Ideen bewußt ist, wird in den «Rittern» als die Macht, auch die bündnerische, gefeiert, an der alle irdische Größe sich bricht, und der allein die Zukunft gehört, wenn die nur zusammenhalten wollen, die sich in der noch unverdorbenen Natur, wie sie aus Gottes Hand hervorgeht, und vollends im Geiste, zusammenfinden. Je weiter wir in unserm

Romane ſchreiten, deſto rückſichtsloſer wird gerade die „moraliſche Fäulniß“ unſerer Gegenwart aufgedeckt; aber es werden uns auch Ideenſchätze in ſolcher Fülle geſpendet, Charaktere in ſolcher Gediegenheit vorgeführt, daß wir von ihnen wohl die Gewißheit erhalten, wie unſers Dichters Optimismus nicht auf leeren Verſicherungen beruht.

Jene hohen ſittlichen Mächte, vor denen bekanntlich auch Schiller' eine ſolche Pietät hatte, und die für die Auferſtehung einer Weltkriſis ſogar noch in der Verweſung wirken, ſind denn jetzt in unſerer Geſchichte auch geſchäftiger als je, geſchäftig bis zum Gericht und zum Tode. Wir ahnen ſchon, wer Hackert iſt. Pauline lebt leichtfertig fort; ſie iſt ſogar oben auf. Sie iſt durch das «Jahrhundert», welches Stromer redigirt, und durch welches ſie ſich ſchriftſtelleriſch verjüngt, ſelbſt eine Macht geworden. Sie hat Egon zum Theil in ihrer Gewalt. Dieſer „neue Lykurg“ mit Glacéhandſchuhen, der ſich täglich, ermüdet von dem Miniſter-Portefeuille, bei Paulinen einfindet zu einem üppigen Diner unter vier Augen! Er ſchwelgt in geiſtreicher Rede, in der er ſich beinahe das Luſtre der Idealität gibt, mit der intriguanten Sippe, die wahrlich nicht zurückbleibt; aber trotz der Aufmerkſamkeit, mit der ſie ihn faſt mütterlich um-

waltet, trotz der Witzbolzen, die sie gegeneinander abschießen, trotz Austern und Champagners, er wirft sich blasirt, gelangweilt auf das Canapé, er hascht nach einer frischern Auster, die noch nicht da ist, aber kommen wird, er verlangt nach Melanie Schlurck. Er analysirt gesprächsweise die Schönheiten Melanie's, er schwelgt in der Wollust schon der Vorstellungen, während der arme Sandrart, der Sergeant, nächstens hinausgeführt wird, um erschossen zu werden! O Lebensgänge und Schicksale, o herbes Nebeneinander ungleicher Loose! Sandrart, der Sergeant, stirbt am Knall einer Flintenkugel, und Egon, der Fürst, läßt Champagnerstöpsel knallen! Erleben wir das an der Blouse, welche die Genußsucht einst geißelte, die Philosophie des Arbeiterthums einst docirte, und jetzt nach einem solchen Mahle einer Ohnmacht nahe ist, um aus Paulinens Hand Kölnisches Wasser als letzte Rettung zu riechen? Nur da scheint er uns wieder zur Besinnung zu kommen, wo er die Mutter gegenüber dieser abgeseimten Pauline vertheidigt. Aber auch diese Wandelung hält nicht lange vor. Und doch welches Gericht auch über Paulinen bricht aus seinem Munde herein — er hat ja die Memoiren bereits gelesen —, daß die bissige Schlange sich darunter win-

det! Und Egon beſitzt allerdings „eine ernſte Natur", ſodaß auch wir immer wieder für ihn hoffen.

Pauline von Harder hat Hackert, welchen ſie einſt unter ihrem Herzen getragen, wol nie an ihr Herz gedrückt, aber ihn von ſich geſtoßen hat ſie. Dafür trägt ſie ſchon länger als neun Monate Tag und Nacht einen Wurm unter ihrem Herzen, der nimmer hienieden ſtirbt, obwol er noch nicht zur Welt kam, und der auch im Salon fortnagt. Ihr einſtiger Geliebter, Murray, hat ſich, wie wir wiſſen, aus dem ſchwarzen Schwane der Schuld in einen weißen verwandelt, ſie aber in einen pechſchwarzen Raben, und doch gibt die Rabenmutter heute große Soirée und auch Egon und Melanie ſind natürlich da. Selbſt Schlurck, der auch nicht mehr junge Sünder, iſt feinfühliger; er mag keine Geſellſchaft mehr; aber er harrt faſt fußfällig im Vorzimmer, um Egon beim Nachhauſegehen ein Anliegen vorzutragen. Nicht wahr, das iſt wieder eine der ergötzlichſten Erfindungen vom Dichter, wie Hackert, der Polizeibeamte, neben Schlurck, ohne daß dieſer es anfangs ahnt, in einem andern Zimmer auf die Ludmer wartet, um ihre Geſpenſterfurcht zu berichtigen; wie er dann zum Juſtizrath hinüberſpringt, und wie Beide ihre Welthumore gegeneinander ſpielen laſſen! Drüben, ganz nahe dabei, iſt, wie bemerkt,

fürſtlicher Salon; Hackert, der Sohn der geſellſchaftgebenden Mutter, darf aber nicht herein. Er kommt einem vor wie der eben aus dem Kamin in den fürſtlichen Vorſaal heruntergefallene Eſſenfeger, der die ſchönſten Leckerbiſſen bloß riecht. Die Komik neben der Tragik erreicht aber ihren Culminationspunkt, und ich wußte mich vor Lachen nicht zu laſſen, als Hackert, der ſich wieder, in ſeinem Gotte vergnügt, in's Nebengemach zurückgezogen hat, dem ſtark nieſenden Schlurck ſein Proſit durch die offene Thür zuruft. Demokrit und Ariſtophanes würden den Dichter um dieſen hochkomiſchen Einfall beneidet haben, um damit ſelbſt die ſeligen Götter des Olymps durch Lachen noch ſeliger zu ſtimmen. Und dann geht es wieder, echt muſikaliſch, in's Sentimentale, in's Rührende, Erſchütternde über. Denn wen ſollte es nicht ergreifen, und mit unendlicher Wehmuth erfüllen, wie der alte Praktikant und Philoſoph der Kunſt das Leben zu genießen jetzt aber auch dermaßen gedemüthigt vor uns daſteht, und wie er doch immer noch ſogar ſeine höhern Gemüths- und Geiſtesintereſſen hat. Wenn Schlurck gegen Hackert ausruft: „Du kennſt die kleinen Bücher“ (vorher waren Rochefoucauld und Cheſterfield genannt), „die ich zuweilen zwiſchen der Mehlſpeiſe und dem Fiſch von dir aus meiner Bibliothek

holen ließ, um meinen Gästen einen Satz aus ..." u. s. w., so ist das echt justizräthisch. Advocaten und andere Beamte von Geist, die mehr praktische Fachmänner als eigentliche Gelehrte sind, und schöne Wissenschaften nur zur Erholung, und alles Sonstige auch mehr dilettantisch betreiben, lieben 's stets so, und es ist ganz aus dem Leben gegriffen. So lesen sie ihren «Demokritos» von Julius Weber, so Lichtenberg's «Fragmente», Seume u. s. w., und saugen daraus viel Philosophie und Erheiterung für's Leben. Man muß es Schlurck lassen, es ist ein brillanter Kopf, er hat Geist für zwanzig, und Humor für vierzig, und ist schöpferisch in der Sprache; es ist Alles so schmackhaft, was er sagt, man möchte seiner Suade stets zuhören; und was ihn besonders liebenswürdig macht, ist der Zug, daß er vollends auflebt, alles Herbe der Gegenwart vergißt, wenn er von vergangenen Genüssen spricht, worin der alte Feinschmecker und Schlemmer fast genügsam erscheinen könnte.

Dergleichen Partien, wie die des Zusammentreffens von Schlurck und Hackert im Hause der Geheimräthin, üben mit ihrem komischen Neben-Genre eine um so größere Wirkung aus, als der Ernst des Romans doch immer der vorherrschende, Ideen spendende Tiefgrund ist, der auf nichts Geringeres hinarbeitet, als auf eine Umgestaltung unsers heutigen Lebens

von innen heraus. Man vergleiche mit dem Gesagten den Beginn des Abschnittes: «Das Wachsen des Bundes» (VIII, 127). Da sieht man so recht, welch' ein ganzer Mensch Dankmar sein muß, und wie er auch das Jenseits, welches ihm die Mutter gleichsam vermacht hat, über den großen Aufgaben nicht vergißt, die ihn für das Diesseits beschäftigen. Das deutet auf eine andere Wiedergeburt hin, die hier dem Einzelnen wie der Generation zugemuthet wird, als die ist, mit der man jetzt so gern à la Heine öffentlich renommirt, und die am Ende dennoch eine Unwahrheit ist. Oder tragen heute nicht wieder Viele im Schaugepränge ihre alte Schlangenhaut vor sich her, und werden dazu noch geschmacklos? Man sollte gar nicht glauben, bis zu welchen Abirrungen vom Wahren die Eitelkeit den Menschen zu treiben vermag, um ihm einen kurzen Genuß und — möglicherweise — eine lange Oede wie Selbstqual zu bereiten. Gewiß wurde zu vielen Thorheiten, zu einer Menge von Duellen und andern halsbrechenden Ausführungen die Kraft der Unternehmung nur gewonnen durch die Vorstellung des Aufsehens, welches man dadurch erregen werde. Die überreizte Romantik hat solche Frivolität sogar auf Umwandelungen des innern Lebens und auf Glaubensbekenntnisse ausgedehnt.

Das Convertitenweſen iſt, bis auf unſere Tage her, dadurch nicht wenig vermehrt worden, daß man den einzelnen Uebergängern, herüber und hinüber, ſo große Wichtigkeit beigelegt, daß man ſolche Schritte nach allen Weltgegenden hin ausposaunt hat. Der eigentliche Anfang, (und ſomit ſchon die Thatſache) der innern Umwandelung im Geiſt und in der Wahrheit ließe ſich gar nicht ſignaliſiren und telegraphiren, denn er iſt ein ewiger Act mitten in allem zeitlichen Werden. Es ſpricht für den Bund in unſerm Romane, daß man hoffentlich weder in einem politiſchen noch in einem andern öffentlichen Blatte je leſen wird, dieſer oder jener berühmte Mann ſei zu den Rittern vom Geiſte „übergetreten". Der Geiſt, welcher das Weltall bewegt, ſcheint Manchem oft nirgend zu ſein, und dennoch iſt er im ſtrengſten Sinne des Wortes überall. Die Ritter vom Geiſte werden dann am nächſten dem Reiche Gottes auf Erden ſtehen, wenn ſie am weiteſten auseinander geworfen zu ſein ſcheinen. Doch — ich nehme meinen Faden wieder auf.

Im Spätern finden wir in dem Baron Otto von Dyſtra auf's Neue eine Originalfigur. Auch ſie iſt echt zeitgemäß, aber zugleich ſo idealiſirt, daß ſich in ihr alle einzelnen Individualitäten und Verwandtſchaften dieſer großen Geiſterfamilie abſpiegeln. Zu einer ſo

modernen Existenz wie Otto von Dystra gehören vornehme Abkunft, Rang, Reichthum, wo möglich Grundbesitz, Weltbildung und die Gabe, sie in gediegenster Goldmünze gesellig fast zu verschleudern, ohne je an Geist und Metall bankrott zu werden. Außerdem muß eine solche Persönlichkeit, wenn sie auch von ihrem Staate im Auslande verwandt wird, Unabhängigkeit und Freisinn genug besitzen, um auch Souverän für sich zu sein, sich jeden Augenblick auf eigenen Fuß zurückziehen, und doch noch glänzen zu können. Es versteht sich, daß alle diese Einzelzüge nicht in jedem Exemplare seiner Gattung zutreffen werden; in Otto von Dystra finden sie sich alle vereinigt, und mehr noch dazu. Solche Herren leben gern auf Reisen, jedoch auch wenn sie daheim sind, stets wie auf Reisen, und lieben es, sich mit lebendigen und sachlichen Curiositäten zu umgeben. Sie sind in der Regel sehr eingenommen, oft sogar enthusiasmirt für alles Geheimwesen, für Maçonnerie, Malteser-, Illuminaten- und anderes weltliche wie geistliche Ordensthum, wofür sie aber oft nur dilettantenhafte oder doch vermittelnde Interessen haben. Unser Baron ist, charakteristisch genug, umgeben von Negern und Meerkatzen, und schenkt dem Ritterthum vom Geiste sogleich eine sehr sanguinische Aufmerksamkeit. So glänzende Capacitäten sind stets im

Verfolge weltweiter Beziehungen, und lassen sich durch nichts irre machen. Es ist oft sehr schwer, unter ihnen die Autochthonen von den Epigonen zu unterscheiden. Sie haben häufig auch in der Literatur eine außerordentliche Bedeutung. In die Species von Otto von Dystra — wenn auch mit vielen Abweichungen — gehören aus unserer deutschen Culturgeschichte jener Graf von Bückeburg, von dem Zimmermann in seinem Buche über die Einsamkeit erzählt, er sei einst „durch einige englische Provinzen" rückwärts geritten; Graf von Schlabrendorf, der zur Zeit der ersten französischen Revolution in Paris lebte; Graf von Büqoy, als Naturforscher bekannt; Franz Ritter von Baader, in dessen noch lange nicht genug geschätzter, die ergiebigsten Tiefen aufdeckender Philosophie viel Sympathien und Materialien für das wahre Ritterthum vom Geiste liegen; der so liebenswürdige Fürst Pückler von Muskau, der nicht bloß eine reichhaltige, gesunde Philosophie des Lebens, sondern auch Menschen von schwarzer und anderer Race, wie sachliche Naturmerkwürdigkeiten von Reisen mitgebracht hat. Was nun aber Otto von Dystra betrifft, so lebt Alles an ihm vom Kopf bis zum Fuß, von seinen Liebhabereien an einer abenteuernden Gedankencombination bis zu

jedem Ausdrucke dafür und der höchsten Ungenirtheit eines Weltmannes, den nichts mehr, auch kein Korb, den ihm öffentlich eine Dame gibt, in Verlegenheit zu setzen vermag. Auch das Kleinste an ihm ist charakteristisch, und vom Dichter kühn und überaus glücklich erfunden. So jenes „Huit", welches der Baron auszustoßen beliebt, als einen russisch nationalen Interjectionslaut, wie ihn der Kosack in der Schlacht braucht, und der Rosselenker in Moskau und Petersburg, um sein Gestüt nicht bloß zur Feuercarrière, sondern auch zum Stillstand auf dem Fleck zu bringen. Indem wir Otto von Dystra in der Umgebung von Negern und Meerkatzen treffen, läßt er doch schnell alle bisherigen Liebhabereien fallen, nun er vom Ritterthum des Geistes hört, um der Comthur der neuen Ritterburg zu sein, bei deren Ausbau er, trotz Neuzeit, ohne Zweifel einen etwas mittelalterlichen Geschmack zeigen wird, sodaß er hier auch mit Lord Byron eine gewisse Verwandtschaft verräth.

Wir finden bei jenem genialen Sonderlinge in, nicht außerhalb der Gesellschaft, außer den uns längst lieb und theuer Gewordenen: Louis Armand und Dankmar, denn auch unsern alten, braven Rudhard wieder, der eine wahrhaft solide Herzerquickung ist in unserer Zeit erheuchelter, oft vor dem Spiegel einstudirter Kopf-

hängerei. Wir finden den Inſpector Mangold, den wir von Solitüde her kennen, und der in ſich, neckiſch genug, den gründlichen Kenner der Düngercultur und der Excellenz von Harder, den Verliebten und etwas von einem ſtets muntern Landjunker vereinigt. Aber unſere neuen Acquiſitionen ſind die Herren Voland von der Hahnenfeder und Rochus vom Weſten, über die ich, ungeachtet der Zeitgeiſt in ihnen zwei Organe hat, die zwei Hauptrichtungen der Gegenwart vertreten, leider nicht ausführlich ſein darf, da mein Brief ſonſt wieder zu ſehr anſchwellen würde. Die Urbilder der Wirklichkeit wird Jeder leicht erkennen, da die Abbilder bis auf jedes Haar treu ſind. Wir ſehen in ihnen den politiſchen Katholicismus, mit aller Vorliebe für das mittelalterliche Helldunkel der Glasmalerei, und die katholiſche Politik, mit aller Vorliebe für eine excluſive Aufklärung und für liberale Vorbehalte vertreten, und bewundern den Dichter, dem auch hier Charakteriſtiken zu Gebote ſtehen, die kaum noch ein anderer Autor ſo durchzuführen vermöchte außer dem Verfaſſer der «Oeffentlichen Charaktere».

Nun aber vor allem die Kirchhofsſcene, wo Murray ſeinen Sohn in Hackert erkennt («Auferſtehung», VIII, 275), deren ich ſchon früher gedachte! Hier ſind in dieſer ganzen Partie jene genialen Züge in der

Metaphysik Gutzkow's zu hinreißender Darstellung gebracht, worin er einzig ist; hier sind jene Strömungen lebendigen Wassers zu trinken, von denen es im Evangelium heißt, daß nach solcher Labung Niemanden mehr dürsten werde; hier sind ganze Sternweiten der Ideenwelt zusammengerückt und zu Wahrheiten verdichtet, welche schon allein die «Ritter vom Geiste» zu einem Werke von bleibendem Werthe erheben. Entzückend, ich weiß keinen andern Ausdruck dafür! Und ihr Philister und pharisäischen Mückenseiher wollt an solchen Wahrheiten noch rucken, und den musikalischen Ausklang solcher Worte durch eure hölzernen Phrasen noch verbessern? An Wahrheiten solcher Art rucken, wie wenn Murray ausruft: „Was kann man auch anders, als sich der Natur gefangen geben und sagen: Da hast du mich mit gefesselter Vernunft! Liefere mich dem Tode aus auf Gnade oder Ungnade! — Durch Christus, durch seine Lehre ist dafür gesorgt, daß wir nicht zu Staub verwehen! Es sammelt uns schon Jemand irgendwie in dem Schooße Gottes" (VIII, 272). Was will man denn also? Jene Stelle reicht weiter in das erhabene Sternengeheimniß unserer Existenz hinaus, und entdeckt mehr als aller Scharfsinn einer übermüthigen Kritik, die am liebsten auch Gottes Schöpfung mäkeln möchte. Und nun noch der übrige

Reichthum des Werkes. Wahrlich, wenige Romane der neuern Zeit werden eine solche Weihe und Fülle des Geistes zugleich aufzuweisen haben. — Man nimmt heutigen Tages den Tod meistens in so leicht frivoler Genießlings- und Weltlingsweise wie Schlurck und Pauline von Harder ihn nehmen. Es ist so ein Naturact, meint man, der sich von selbst versteht und damit gut. Als wenn der Tod nicht eine Katastrophe wäre, mit der keine andere einen Vergleich aushält, und über die der Mensch seiner Natur nach doch denken und hinausdenken muß, wenn er nicht eben ein Thier ist. Es verhält sich mit dem Leben und Sterben nämlich so. So lange wir leben, vergeht die Zeit, ob wir glücklich sind oder nicht. Wir machen einen Weg durch, ob er noch so schlecht und schwer zu passiren ist. Plötzlich aber reißt aller empirische Weg ab. Wir stehen, indem das irdische Land aufhört, vor einem Meere (der Unendlichkeit), in welches kein Segel, kein Dampfer führt, und in welches wir doch hinaus müssen. Da ist Murray wol der rechte Philosoph des Christenthums und wahrhafter Ritter zugleich, wenn er an die Liebe Gottes mit aller Zuversicht appellirt; und wer das nicht zu würdigen weiß, der leidet nicht bloß an der Stumpfheit des Herzens, sondern auch an der des Verstandes. Wer aber mit

Murray übereinſtimmt, wie wir, mein Freund, der hat ſchon hienieden, wie Ritter vom Geiſte es ſollen, Jenſeits und Dieſſeits neben- und ineinander; er weiß, daß die Geſchichte einen letzten Zweck, der Menſch eine bleibende Stätte, eine Heimath haben muß, aber überall begegnet er ſchon jetzt ſolchen, welche ihm dieſelbe Heimath vergegenwärtigen, und die ihr eben wie er zuſteuern. Ich lege Ihnen ein Jugendgedicht bei, welches ich einſt im frühen Vorgefühl der «Ritter vom Geiſte» verfaßt habe *), und welches mit einer Stelle des Romans (VIII, 132) erfreulich zuſammentrifft, wenn Louis zu Dankmar ſagt: „Er wiſſe nun immer, was er mit den Menſchen, die er im Leben ſähe, beginnen ſollte. — Früher hätte er geprüft, ohne Zweck; er hätte die werthvollen Menſchen vergeſſen oder ſich ihrer nur mit jener freudigen Wehmuth erinnert, die wohl den Schiffer ergreifen müſſe, wenn auf dem Weltmeer ein Segel an ihm vorüberfahre. Ein Salutſchuß und dann ewige Trennung. Jetzt aber halte er im Geiſte Jeden" (ein Druckfehler ſagt: Ideen) „feſt, und möchte ihn dauernd zu dem großen Werke der Befreiung verbinden." — Doch — weiter in der Geſchichte!

*) Es iſt das Motto zu dieſer Schrift.

Es erschüttert uns bis in's Tiefste, wie Egon jetzt aufräumt. Alle unsere Freunde fort, nur Murray ist geblieben. In Werdeck, der auch gestürzt wird, sehen wir den furchtbarsten Conflict zwischen der militärischen Pflicht und der menschlichen Ueberzeugung zur Erscheinung gebracht. — Das achte Buch schließt aber gar mit einer Schauerscene, welche man lesen muß, Niemand aber noch einmal beschreiben kann. Sandrart, der Sergeant, vor unsern Augen wird er erschossen. Der Styl hat soldatischen Rhythmus, aber er ist hier kurzathmig vom Todesschmerz. Das ist eine Scene des Terrorismus, welche unsere Menschlichkeit, unser Herz, das in jedem Menschenleben unser eigenes klopfen hört, bis in's Tiefste verwundet. Und selbst Sandrart, der Vater, jener einst auf seinem Besitzthum so eigenmächtige Bauer, vor diesem Gewehrfeuer bricht er zusammen. Wir sehen uns nach Murray um, ob sein Christenthum, seine Philosophie mit uns an solcher Execution Anstoß nehme. Das Wundergebilde des Organismus so in einem Moment, auf Befehl zerschmettert, eines Organismus, dessen Auge einst die Gestirne gesehen, dessen Gehirn einst Gott gedacht; der aufrechte Gang so auf einmal niedergestreckt, daß die zerrissenen Glieder („disjecti membra poetae", und wohl zu bedenken: in jedem Menschen ist ein

Dichter) auseinanderschlottern! Murray, ist die Todesstrafe mit dem Christenthume, ist sie mit der ausdrücklichen Lehre des Neuen Testaments vereinbar? Murray, „soll die Schmach der Sünde denn ewig sein, ein Verbrechen nie vergessen werden?“ (V, 124) da doch Gott den Tod des Sünders nicht will, sondern daß er durch Wiedergeburt ein Anderer werde, daß er lebe und nicht sterbe? Prüfet euch vor dem christlichen Gott wieder und wieder, was ihr thut, indem ihr einen Menschen zum Tode führt! Ich sage weiter nichts als: prüfet euch!

XII.

Das Wunder der Existenz, mein Freund, kann mich täglich und nächtlich zu einer solchen Bewunderung hinreißen, ungeachtet ich nun schon manches Jahr lebe, daß ich mich nicht zu fassen weiß. Ich kann hier, ungeachtet ich Philosophie sehr hoch anschlage, und auch die Erfahrung hinlänglich zu ehren glaube, nichts finden, was sich, wie der Empiriker oft wähnt, von selbst verstünde, sondern ich sehe überall, im letzten prius, ein Wunder. Die Dauer und Ausdauer ist aber nicht minder erhaben wie der Ursprung. Daß der Umlauf des Blutes, diese Rotation eines innern Universums, sich im thierischen Organismus durch so viele Jahre in gleicher Unwandelbarkeit erhält, daß die Bewegung der Gestirne in all' den Systemen ebenso vor sich geht, wie im Zeitalter der Patriarchen; es ist schlechterdings erstaunenswerth, es ist ein Wunder. Nicht minder erhaben erscheint mir die Ausdauer der Kraft — denn es ist ja die Kraft Gottes — des Künstlers in sei-

nem Werke. Daß der Künstler die Bewegung so immerdar in dem Ganzen seiner Schöpfung zu erhalten weiß, daß er den Geist bis in die kleinsten Theile hinausspräht, und bis zum Ende im Fortgange frisch bleibt; es ist von der dünkelhaften Kritik leicht als ein solches bezeichnet, was so sein müsse, aber das Vermögen, das so etwas durchsetzt, ist bewunderungswürdig, und allein aus dem Gotte zu erklären, von dem es der Künstler hat.

Auch unserm Dichter gebührt höchste Anerkennung, wie er sich, in einem Werke von solchen Dimensionen, bei so immer gleichem Feuer hat erhalten können. Er gibt sich so wenig aus, daß sich in das neunte Buch eine Fülle von Inhalt, von Geist und Gestaltung dermaßen zusammendrängt, während viele Knoten doch schon gelöst werden, daß die schöpferische Kraft erst jetzt ihren Gipfel erreicht, und selbst noch ganz nahe dem Ende die Spannungen in einem Grade wachsen, wie wir es kaum für möglich gehalten hätten.

Wie muthet uns gleich der Anfang des letzten Bandes an, in dieser Ausflucht nach Tempelheide, welcher mit dem Beginne des Romans so sinnvoll correspondirt, und im Tempelstein, am Schlusse des Werks, wieder seinen Gegensatz hat! Hier in Tempelheide finden wir es jetzt, da wir Anna von Harder bereits

kennen und liebgewannen, noch wohnlicher als früher. Es ist ein wahres Paradies, oder doch wenigstens eine Art von patriarchalischer Vorwelt, wie die Thiere, ein jegliches nach seiner Art, mit den Menschen hier immer noch treuherzig verkehren, und der alte Präsident, in der Würde Methusalah's, unter ihnen wandelt, und die herrliche Anna, die auch schon im Abendrothe des Lebens geht, ihnen Futter bringt, und nur Olga, scheuer als das scheueste Reh, in's Dunkel der Waldung schlüpft, um sicher nur an Einen zu denken, nämlich an Siegbert. Ja, wir dürfen dieses Tempelheide schon als das Vor-Eden nehmen, da das Paradies ja wiedergewonnen werden soll durch die Ritter vom Geiste. — Aber vor allem jetzt Dagobert von Harder, Obertribunalspräsident. Das ist ein alter, kostbarer Herr, an dem wir uns über ein so weichliches, materialistisches und doch so viele Fanatismen, bis auf den der Intoleranz, hegendes Zeitalter wahrhaft erheben. Der treffliche Alte hat so etwas von einer ehrwürdigen Bischofsfigur, und doch gar nichts vom Geistlichen. Er ist freilich ein Priester des Rechts im erhabensten Sinne des Wortes. Man muß ihn bei seinem Mahle sehen, wo Anna, seine Schwiegertochter, ihm vorschneidet, oder wenn er die Thiere auf Seelenkunde beobachtet, was ihm sicher viel ab-

wirft für das Rechtserkenntniß und die Straftheorie, oder wenn er einem ganzen Salon und dem Hofe seine Weltweisheit vorträgt, das Resultat beinahe eines Jahrhunderts. Rührend ist es, wie der Greis schon wieder gleich einem Kinde ißt und trinkt, und bedient werden muß, während der Geist doch alle Lebensalter in sich aufgenommen hat, und sich reif zeigt, um in dem großen Haushalte des Universums weiter befördert zu werden. Da ist nichts im Gethier, was dem Menschen noch Widerwillen oder gar Ekel erregte. Die Schildkröte wird gehätschelt und getragen wie ein Kind, die Spinnen werden hier gehalten wie einst die spinnenden Frauen und Töchter im Hause, als die Sitten noch schlecht und recht waren, und auch die Mäuse tanzen hier gerade am lustigsten auf Tischen und Bänken, wenn die Herrschaft zu Hause ist, um sich ihres Daseins zu freuen, und ohne die Ordnung zu stören. Was Dagobert von Harder hier besonders von Pflichten lehrt in unserm Verhalten zur Thierwelt, ist dieselbe Ehrfurcht, die Goethe auch fordert vor dem was unter uns ist. Otto von Dystra wird ordentlich unansehnlich, auch in seinem geistigen Habitus, wenn wir ihn jetzt neben dem Präsidenten sehen; wie das oft Leuten geht, die für sich, oder unter Unbedeutenderen, uns imponiren, neben einem

OXFORD

Größern aber völlig zusammenschwinden. Wenn ich nun auch glaube, um über den herrlichen Alten ein Letztes zu sagen, daß Murray der eigentlichen Lösung des Weltproblems schon um Vieles näher kommt (und es vielleicht sogar wirklich löst) als Dagobert von Harder, so ist es doch wahrhaft segensreich in der Oekonomie des Erdplans, daß solche Größen des 18. Jahrhunderts, mit ihrem gesunden, rationellen Blick, mit ihrer Gerechtigkeit für alles Geschöpf und ihrer unerschütterlichen Ehrfurcht vor dem erhabenen Weltbaumeister immer noch hörbar werden, sonst würde uns der durchaus kranke, oft sogar heuchlerische Mysticismus unserer Zeit vollends überflüten. Der Obertribunalspräsident repräsentirt ein Lehrgebäude, dessen Ruf auf Solidität und strenge Rechtlichkeit ohne Ansehen der Person gegründet ist, eine Firma, die immer sicher steht; er vertritt ein Haus, in welchem auch die Natur in ihrer Majestät zu Rechte kommt, in welchem auch der Deismus seinen Gott zu lieben vermag, ein Haus, welches Christus selber mit anerkannt wissen will, wenn er sagt: „In meines Vaters Hause gibt es viele Wohnungen", denn das Haus des Präsidenten ist freilich in Vergleich mit dem Weltgebäude und den Gedankensystemen selbst nur wieder eine Wohnung, aber die eines Edeln. Von einem

Solchen müſſen wir es ganz in der Ordnung finden, zu unſerer nicht geringen Freude, aus dem ſiebenten Capitel zu erfahren, daß die Gebrüder Wildungen ihren Proceß gewonnen haben, daß Dagobert von Harder dazu den Ausſchlag gegeben. Nun iſt ihr äußeres Wohlergehen, ihr Glück geborgen. Doch — was iſt Glück?!

Ich habe nicht mehr Raum, mein Freund, auf die inhaltreichen Entwickelungen der nächſten Abſchnitte einzugehen, auf die anmuthigen, wie Alles durchdringenden Details, mit denen der Dichter uns (wie früher ſchon) dem Hofe nahe bringt — die Gräfin Altenwyl iſt eine Geſtalt, die uns nicht wenige Damen höchſter Kreiſe deuten hilft, und von welcher Frauen die Kunſt diplomatiſcher Beobachtung lernen mögen —, mit denen er uns an jener unübertrefflichen Scene theilnehmen läßt, in der Rodewald (Ackermann) Anna'n von Harder ihre Enkeltochter Selma zuführt. Doch nein, Alles darf hier nicht übergangen werden, es handelt ſich ja um unſern Ackermann! Wie einzig, wie voll der verzeihenden und beſeligten Liebe, mit welcher Faſſung weiß ſich Anna in alle dieſe Eröffnungen zu finden! Hier ſpringt auch das letzte Siegel, das uns in den Lebensverlauf Ackermann's Einblick gewährt. Was bekommen wir Alles zu hören! Welche Kataſtrophen der Bildung, der Verirrung, des Kam-

pfes, des Sieges über sich selbst bis dahin, wo dieser Rodewald-Don-Juan-Faust sich als Ackermann, seines schönen Namens würdig, anbaut! Eigen berührte mich in einem solchen Reiseleben, im größten Style Paulinens gedichtet, der Name „Ragaz". Schon in der Erzählung Paulinens an Egon wurde im Bildungsgange Rodewald's auch Schelling's erwähnt. Wie erfassend mußte auf eine solche Natur wie Rodewald der frühere Schelling wirken! Und da war Rodewald nun „im Abteigarten von Ragaz", und ahnte damals nicht, daß hier an den natürlichen Steingräbern, ihn, den kühnen Titanen der Naturphilosophie, der einst Berge auf Berge wälzte, um die Anschauung des Unendlichen zu erstürmen, dennoch der Tod bändigen, ihn an den Felsensprüngen der ruhelosen Tamina niederlegen würde, auf daß sie ihm ihr Schlaflied rausche unter den Blitzen der ewigen Firnen und Gestirne, unter dem Donner der Lawinen, im Angesichte aller Weltalter. — —

Wir begegnen im Weitern auch wieder den ergiebigsten Erörterungen über die Grundsätze, die Lebensansichten, die Zwecke, die Institutionen der Ritter vom Geiste. Jeder einzelne Artikel könnte einen Briefwechsel veranlassen. Ein solcher Bund wird und muß die glänzendste Zukunft und zuletzt den Triumph über alle seine Feinde haben, ein Bund, der solche

Axiomata feststellt: „Du sollst Gott mehr dienen, als den Menschen! Du sollst die gerade Straße deiner Ueberzeugung gehen, nicht Noth, nicht Ueberfall und Gewaltthat auf ihr fürchten, sondern in jedem Looſe auf die Hülfe warten, die dir zur rechten Stunde von Denen wird, die über dir wachen!" Nur erinnere ich wieder an den köstlichen Schatz, den Egon erhalten, und nicht auszubeuten gewußt, an Thomas von Kempen, und erinnere an mehr als an das, an eine Faſſung des Chriſtenthums, wie Murray es faßt und ausübt; denn ich wiederhole: einen andern Grund kann Niemand legen als den Chriſtus gelegt hat für ein Ritterthum des Geiſtes, welches nicht bloß die Durchfahrt iſt zwiſchen dem heutigen Staat und der heutigen Kirche, ſondern ſchon jetzt mit jenen der Anfang des Reiches Gottes, welches jedoch über die Erde ſich ausbreiten ſoll. Dieſer Geſichtspunkt muß feſtgehalten, es müſſen für Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Literatur, Menſchenwohl alle Folgerungen daraus gezogen werden, um das in der rechten Art zu würdigen, was (IX, 101) von der Reiſe „zu einer neuen Meſſiasoffenbarung" geſagt, und hypothetiſch daran geknüpft wird. Wenn aber (S. 102) Dankmar meint: „daß jetzt nicht mehr ein Individuum allein Das vermöchte", ſo iſt darauf zu entgegnen, in einem

außerordentlichen Einzelwesen wird sich auf unserm Planeten stets die Kraft ablagern, die eine Katastrophe des Heils zur Folge hat; aber freilich ist Christus für das Gottesreich im umfassendsten Sinne und daher auch für alle Zukunft allein schöpferisch, und ich habe mich darüber bereits in einem frühern Briefe ausgesprochen. —

Der Fortgang unsers Romans spannt uns stets mächtiger, je schneller wir uns seinem Ende nähern. Egon gelangt, seitdem Melanie sein Weib ist, zu Selbstbesinnungen, zu Monologen, im Schweigen der Mitternacht, unter den Wundern des Sternenhimmels, indem er seines Freundes dort im Thurme gedenkt, daß wir immer auf's Neue für ihn hoffen wollen. Umsonst. Werdeck und Dankmar, dieser sogar mit dem Schrank, entkommen glücklich, und sogar Hackert, der so oft von ihm Verachtete, ist der Befreier unsers Helden, ist der Retter seines Vermögens. Daß dieses später verloren geht, haben wir als ein Glück zu betrachten; umsomehr werden sich die Ritter durch sich selbst, durch ihr geistiges Vermögen, durch uneigennütziges Zusammenhalten erproben müssen. Um Egon's Seele und fernere Stellung streiten sich zwei Genien, einer des Abgrunds und einer des Gottesreichs. Jener ist Pauline, dieser ist Rodewald, der auch ihr einst so nahe stand. Die alte Schlange will von dem längst

Verlockten, von Egon, bis zum letzten Augenblicke nicht lassen. Dies gibt Scenen, Auftritte, die zu den größten Schönheiten unsers Romans gehören. Sie werden aber alle von einer Scene übertroffen, die so viel höher über allen steht, als Rodewald über Paulinen, eine Erfindung und Ausführung, von der ich behaupte, daß sie dem Vollendetsten gleichkommt, was je Dichter geschaffen haben. Es ist das zwölfte Capitel (IX, 304), «Vater und Sohn». —

Von dieser Situation, daß nun endlich Fürst Egon dem Verwalter seiner Güter, Ackermann, das heißt der Sohn dem Vater, Audienz geben wird, nachdem er sie einmal bereits abgelehnt hat, von dieser Situation erwarten wir noch einmal Alles für den stolzen Mann der Tribüne, der uns o wie oft schon getäuscht hat! Auch darin beweist sich die außerordentliche Kunst des Dichters, daß er diese Unterredung schon so lange vorbereitet, sie aber jetzt erst zur Wirklichkeit bringt; auch darin, daß Ackermann im Besitze wie sonst Niemand der Gewalt über seinen Sohn ist, so wie er sich diesem offenbart, und doch schon so lange keinen Gebrauch davon macht. Und wenn er sich's auch dann und wann lebhaft vorstellte, daß er es thun würde, rief er dennoch bei solcher Gelegenheit einmal aus: „Wenn dieser junge Tyrann dich von

ſeinen Dienern zur Thüre hinauswerfen ließe ... ha, und du griffeſt in deine Bruſttaſche und zögeſt — nur die Papiere hervor, die deine Behauptung beweiſen, die Briefe der Fürſtin ... Und dann?" Welche Schleuſen hier, welche Cadenz der Vorſtellung und der Sprache in dieſem Redeſatz! Und nun ſollen wir die Scene wirklich erleben! Ackermann der Vater, erſcheint vor Egon, dem Sohne, dem Fürſten und Miniſter! Noch dazu weiß dieſer ſchon, daß es der Vater iſt — er las ja die Memoiren — aber es wurmte ihn, es war ein Dolchſtich in ſeinen ariſtokratiſchen Sinn. Wie wird der Sohn ſich jetzt nehmen? Wie der Vater? Wie werden ſie einander in's Auge ſehen? Welche Worte wird die Sprache in aller Welt für ſie haben? Vergeſſen dürfen wir's nie, daß Egon der Sohn Rodewald's (Ackermann's) iſt, daß er alſo immer ein außerordentlicher Menſch ſein wird, und in der That auch iſt. Um ſo mehr, wie wird ihr Begegnen ſein? Ich geſtehe Ihnen, Freund, mich hatte auf das Wie dieſer Confrontation von Vater und Sohn, vor dem allſehenden Richter Gottes, unerhört, ungeahnt, unglaublich, eine Unruhe, ein Vibriren aller Nerven ergriffen, daß ich kaum ſchon weiter zu leſen wagte. Jetzt, ſagte ich mir, während ich pauſirte, jetzt, Egon, kommt Der, welcher ſtärker iſt als du, ſtärker als du mit deiner ganzen Fürſten-

und Miniſtermacht, ja ſtärker als alle Macht der Erde, dein edelſter Beſchützer, dein treuſter Freund, dein Erzeuger. Wie flach und brutal frivole Menſchen ſich auch oft über Bande des Bluts hinwegſetzen, indem ſie in ihrem Wahn Alles auf den Zufall zurückweiſen, es liegt doch auch in der Blutsverwandtſchaft eine tiefſinnige Macht voll Geiſterſchauer. Der Familiengeiſt drückt in dem Verhältniß des Kindes zu Vater und Mutter und umgekehrt die Urpietät, die Urliebe aus. Hier webt das ſchöpferiſche Geheimniß, hier gehen wunderbare Influenzen auf und ab. Jedes Kind hat das Mutter- und Vatermahl zweier Einzigkeiten in ſich, in ſeiner Individualität, die wieder ein noch nie Dageweſenes iſt. Der Vater vollends iſt die ſchöpferiſche Macht, welche eine Welt aus ſich entläßt, die vielleicht ſelbſt wieder Welt zeugt, die aber jenem ewig verbunden iſt. Der Familiengeiſt rechter Art iſt dieſe ewige Copula. Wehe Dem, der ſie zerreißt, und nicht wieder herſtellt!

Alſo — der Vater vor dem Sohne, Rodewald vor Egon, noch dazu der Untergebene vor dem Uebergeordneten! Der Fürſt ſcheint vor allem jetzt Etiquette zu wollen, vielleicht um ſich zu ſichern, vielleicht um Zeit zu gewinnen, zu überlegen. Ein ſolcher Mann wie Rodewald, ſo Ernſtes voll, ſo weltgewiegt,

kommt ihm aber zuvor. Dies bringt sichtlich den Fürsten aus der Fassung. Der Dichter wagt (IX, 306) eine Vorstellung in Egon's Seele hinein, im Fall der Vater sich nicht in seiner Gewalt hätte, eine Vorstellung, die dann gewiß nur wie ein infernaler Schatten über die Seele Egon's hinwegjagte, welche uns aber selbst dennoch durchschüttelt. Aber Alles lenkt die Erscheinung eines solchen Vaters und die Kunst eines solchen Dichters in's rechte Gleis. Das Gespräch rückt, und zwar mit Recht, langsam, sehr langsam vor; doch es rückt, wie der Gang eines Gestirns, das zu stehen scheint und doch fliegt, wie die Zeit, wie die schwere Geburt eines Weibes. Können Weltkörper in ihren Bahnen dadurch verzögert werden, daß andere Sphären auf sie einen Druck üben, so gilt dasselbe von zwei geistigen Potenzen, die sich gegeneinander bewegen, in einer so subtilen Weise, daß bloße Gedanken sie aufzuhalten vermögen. Indem Rodewald jetzt schon an und für sich der äußersten Fassung bedarf, drückt auch noch der Gedanke auf ihn, daß hier Derjenige vor ihm steht, dessen Erzeugung eine Verirrung, der Einbruch in das Heiligthum einer Ehe einst war. Indem Egon nicht minder belastet ist von dem Moment, auf den es jetzt ankommt, drückt der Gedanke auf ihn, daß hier Derjenige vor ihm

ſteht, der ihn entfürſtet, der ihn alles deſſen entkleidet, was ſeiner Eitelkeit, ſeinem brennenden Ehrgeize Genugthuung ohne Gleichen gewährt. Beiden begegnet das, vielleicht ohne daß ſie es wiſſen, aber es begegnet ihnen, und doch — einen Sohn gefunden zu haben, es wiegt eine Sünde auf, und doch — einen Vater in ſeine Arme ſchließen zu können, es wiegt ein Fürſtenthum auf, und wäre es das eines Kaiſers. Hölle und Himmel lauſchen ſolcher Begegnung! Aber — wer ſich am erſten orientirt iſt Rodewald. Mit wie unendlich ethiſcher Größe, als Edelmann vom Geiſte und nicht von der Geburt, weiß ſich Rodewald zurückzuhalten und dennoch zu geben! In jedem, was er ſpricht, gewahren wir jene vollendete Hoheit und Gegenwart des Geiſtes, die wir längſt an ihm kennen; ſelbſt die Politik, wie handhabt er ſie ſeiner würdig! Selbſt Egon erwacht zu ſeiner urſprünglichen Natur, die, ungeachtet aller Verirrungen, eine edle iſt; er wird vor uns wie aus Einem Guß, wenn dieſer durchſichtig genug iſt, um in ihm eine noch hin- und herſchwankende Metallmaſſe zu erkennen. So wenn er ſagt: „Ich wollte einen Staat der Pflichten aufbauen, einen Staat der Arbeit nach jeder Richtung hin.... Ihre Neffen“ (Dankmar und Siegbert) „haben das horrible Phantasma (!) eines Bundes aufgeſtellt, der von den Gerichten wie eine

Verschwörung aufgefaßt worden ist (!). ... Ich sah die ersten Keime dieser Gedanken in ihm (Dankmar) aufblühen. Hier, hier, an diesen Tisch, da an jenen Thomas a Kempis" (wüßte er ihn zu ermessen!) „knüpften wir unsre ersten Gedankengänge an" (IX, 311). Auch Egon, der Verblendete, sieht im Idealismus, in der positiven Doctrin der Ideen, die bloße Negation. Das Gespräch erreicht seinen höchsten Gipfel in der ideellen Entfaltung da, wo der herrliche Rodewald Sr. Durchlaucht die für unsern Roman so charakteristischen Worte eröffnet: „Es ist uns Allen, als trügen wir ein großes Geheimniß in uns, das wir nur noch auszusprechen nicht wagen und das mit unsrer Generation noch vorläufig in die Erde geht.."!! (S. 314). Und doch, mein Freund, ich glaube, daß dieses Geheimniß in den «Rittern vom Geiste» enthüllt worden ist, und daß ich seinen Inhalt auch in meiner Weise in diesen Briefen mehrfach ausgesprochen habe.

Der ideelle Gipfel dieser Unterredung zwischen Vater und Sohn wäre erreicht, die ganze Scene selbst aber erreicht ihn erst jetzt. Der gute Genius hat gesprochen, der böse will auch sein vermeintes Recht. Pauline von Harder steht zwischen Vater und Sohn! Himmlische Alliance, die dadurch dennoch nicht getrennt

wird! Verwandelt sich das Weib wieder in die Schlange, so Rodewald in den flammenden Cherub. Er kommt über sie wie ein Gericht Gottes, das nicht den Verlockten, sondern die Verlockerin aus dem Paradiese treibt. Vater und Sohn liegen sich in den Armen, nun sie nur Gott sieht; vor Melanie und der Welt scheidet wieder der Niedere von dem Hohen. —

Hackert's letzte Stunde, Murray's Endgericht über Pauline, die Vorgänge auf dem Tempelstein habe ich schon am Anfange hervorgehoben; so kehrt auch das Ende meiner Briefe in jenen Anfang wieder zurück. Das aufflammende Feuer auf dem Tempelstein, das ein Morsches verzehrt, „die Morgenröthe" im reinsten Aufgang, die den neuen Tag den Völkern verkündet, sie sind die Bürgen für die Zukunft des Ritterthums vom Geiste, der ganze Inhalt des Romans ein Bürge seiner eigenen. Lassen Sie uns, Freund, auch Hackert's (er ist ja der Sohn Murray's!) hier noch einmal gedenken. An dem Falle der Geister, den wir Alle noch an uns tragen, wenn wir ihn auch nicht an Spitzkugeln erkennen, krankte er Zeit seines Lebens; aber es regte sich immer etwas in ihm wie die Erinnerung an den Urmenschen, den auch Murray in dem Schlafwandler aufwecken wollte. Auch Hackert deutet auf eine Zukunft hin, wenn auch nur in seiner

Treue, mit der er selbst noch den kranken Arm ausstreckte, um den Schrein zu schützen, und in dem Verzeihen, welches ihm sogar die Rosse schenkten, indem er selbst sagt: „Mitleidig schauten sich sogar die Pferde um", wie sein Vater einst sprach: „Soll die Schmach der Sünde denn ewig sein, ein Verbrechen nie vergessen werden?" —

Und daß der erste Bundestag der Ritter vom Geiste gerade „am Tage des Nikodemus", den 15. September, gehalten wird, sollen wir es nicht als das günstigste Zeichen für das Erreichen seiner großen Zwecke betrachten, da es der Tag des Mannes der Wiedergeburt im Geist und für den Geist ist? Und daß hinfort die Anhänger des Bundes, um neue zu gewinnen, sich an Vielvermögende, Höhere wenden sollen, nicht ebenfalls? Denn die Armen und die Niederen sind sowieso leichter gewonnen, und sind schon gewonnen, wenn wir an das Kameel und das Nadelöhr denken; aber auch auf einige der Reichen und Oberen wollen wir doch rechnen, denn Nikodemus war ja auch ein Pharisäer und noch dazu ein „Oberster". Vor allem aber möge Murray's Geist, der sich auf die rechte Quelle der Ideen und ihrer Praxis verstand, in den Rittern fortleben. Murray wird diese freilich — wie einst Johannes der Täu-

ser — wieder von sich abweisen auf einen Höhern und Höchsten, von dem auch Thomas von Kempen Zeugniß ablegt, und ohne Den kein Ritterthum vom Geiste auf Erden möglich ist. Aber auf dem rechten Wege sind die Ritter, und so werden sie in dieser Richtung auch das Ziel erreichen. Das Ziel ist aber das Reich Gottes auf Erden und kein anderes. Dahin geht auch der Weg der Goethe'schen «Wanderjahre», wenn man nur Augen zu sehen hat. Auch in unserm Romane gesellen einander in Liebe die Arbeiter mit der Hand, die Steinmetzen und die Zimmerer und die Schreiner, und gesellen sich denen des Geistes. Auch Liebespaare sehen wir am Ende unsers Romans einziehen in die neue Welt des Tempelsteins: Otto von Dystra mit Adelen, Louis Armand mit Fränzchen, Mangold mit Luise Eisold, und bald holt Dankmar auch Selma; sie ziehen hier in die Ritterburg ein, ähnlich wie dort bei Goethe, wo sich die Verbündeten nach Amerika einschiffen. Unsere neue Welt aber ist das Ritterthum vom Geiste, welches bald über die ganze Erde gebreitet sein wird, daß sie wie ein Krystallpalast sich erhebt, in dem sich Alle erfreuen der Schätze der Natur und des Geistes.

Ueberblicken wir nun zum Schlusse noch einmal das Ganze unsers Romans, so müssen wir wiederholt

eingeſtehen, daß in ihm der Gährungsproceß unſerer Gegenwart in ſeinen Hauptzügen zur Darſtellung gebracht worden iſt. Nicht in der Weiſe iſt dieſes geſchehen, daß der Verfaſſer die Richtungen und Vertreter des Zeitgeiſtes der Zahl, der äußern Vollſtändigkeit nach zu erſchöpfen geſucht hätte, nicht daß er uns, um mich ſo auszudrücken, bloß den Flächeninhalt der Geſchichte gegeben. Das durfte er Andern überlaſſen, welche ſich damit begnügen, dem Hergebrachten zu ſchmeicheln und den heutigen Zeitgeiſt ſchon als makellos zu proclamiren. Auch vermögen es freilich nur Wenige wie Gutzkow, die Wirklichkeit, das Volk in aller Treue der Natur und doch in idealer Beleuchtung uns vor's Auge zu bringen. Gutzkow gibt uns aber auch ebenſo wahr und lebensfriſch alle übrigen Stände, wie er uns das Volk gibt, und den Menſchen der Zukunft, des Adels vom Geiſte noch dazu, und dieſen Menſchen vor allem. — Wie geſagt, den bloßen Flächeninhalt unſerer Geſchichte zeichnen durfte nicht einmal der Hiſtoriker, geſchweige denn der Dichter, der nie auf das Ideal verzichten darf. Ueberall vielmehr kam es dem unſerigen darauf an, aus der Tiefe herauszuarbeiten, um aus ſicherm Fundament auch die Mitte, die Höhe, und von ihr aus die lachende Ausſicht in ein ſchöneres Zeitalter zu

erhalten. Die Aussicht selbst aber mußte im Fortgange des Romans, und besonders um das Kunstwerk zu gewinnen, sogar in den Vordergrund gerückt werden, sich als die siegende Macht über dasjenige kundthun, was bis dahin gegolten hat, und so mußte der Dichter aus vollen Quellen eigener Erfindung schöpfen. Und er hat aus ihnen geschöpft. Er hat das Eine gethan, und das Andere nicht gelassen. Er hat seine Dichtung «Die Ritter vom Geiste» durchgeführt, ohne die Wirklichkeit zu gering anzuschlagen, und ohne uns in ein Land zu führen, welches nicht Wirklichkeit werden könnte, welches sogar Wirklichkeit werden soll.

Gutzkow wird dem wirklichen Leben in seinem Romane so gerecht, daß er diejenigen Ideen mit in Anschlag bringt, welche noch gesund sind, welche uns bereits vorwärts bewegen; daß er solche Menschen in Scene setzt, welche sich im Gegenwärtigen unter allen Umständen behagen, ihr gewagtes Spiel, indem sie sich höchstens auf ihre Klugheit verlassen, nach wie vor treiben. Aber er führt uns auch Solche vor, welche ihren völlig verlorenen Posten für eine sichere Warte halten, welche der Frivolität, dem Verbrechen im Offenen und Verborgenen alle möglichen Zugeständnisse machen, um nur eine Selbstsucht zu befriedigen, die so raffinirt, so gebildet, so

geistreich noch kein anderes Zeitalter aufzuweisen gehabt hat. Aus dem Gutzkow'schen Romane, wiefern er die Wirklichkeit darstellt, leuchtet es bis zur Evidenz ein, daß der moderne Gesellschaftsproceß, der mit seinem Socialismus großthut, oder völlig in die Vergangenheit zurückstrebt, es zu nichts Höherm gebracht hat als zu Parteien, zu einem Bündlerwesen, von denen jedes nur sich will, darüber eher das Ganze zu Grunde gehen läßt, und sogar edle Naturen dahinrafft. Nicht die bewußtlose Masse ist das Hemmende in unserer Zeit, sondern die Masse, welche schon bis zu einer gewissen Intelligenz vorgedrungen ist, eine Masse, die mit dem Geiste coquettirt, und doch nur an die Materie glaubt, in diese wieder zurücksinkt, sich auf den Geist zwar beruft, aber dem todten Buchstaben die Entscheidung zugesteht; sodaß solche Massenvegetation die Gesellschaft einer Gefahr aussetzt, die ohne Gleichen sein dürfte.

Je mehr es dem Dichter gelungen, das Alles — und wie Vieles sonst noch! — zu einer Welt schon für sich auszugestalten, desto größer ist die Wirkung derjenigen, welche er auf jene Folie aufträgt. Dies ist die Welt seiner Ritter, die ihnen vorschwebt, für die sie einen Bund stiften, der nicht mehr lediglich sich will, sondern die Menschheit, aber diese nicht bloß so

aus der vagen Perspective einer allmäligen Vervollkommnung der Gattung durch die Gattung, vielmehr durch den Geist, also durch Gott. Sodaß der Dichter sein Ritterthum als eine Wiedergeburt verkündet und durchführt, die mit der christlichen Religion, mit den den Ergebnissen der Wissenschaft, mit dem, was alle Künste zu ihrem letzten Zweck haben, in vollem Einklange steht, und die nicht des Tages Licht zu scheuen braucht.

Der Dichter hat der Nation Wort gehalten, was er einst im Productiven zu leisten versprochen. Gutzkow hat sich bekanntlich fast auf allen Gebieten der Literatur fruchtbar bewiesen. Aber man kann es aus der ganzen Metamorphose seines Hervorbringens entnehmen, daß er längst nach einem Werke strebte, in dem er nicht allein die Grundzüge seiner Lebensansichten zur Gestalt bringen, sondern die Zeit selbst, bei aller Anerkennung für sie, in ein neues Stadium hinüberleiten wollte. Ich berufe mich unter andern auf «Die Zeitgenossen, ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere» — späterhin unter dem Namen «Säcularbilder» bekannt. Was dort nur Skizze, was dort mehr Nacheinander war, tritt in den «Rittern» in vollendeter Ausführung als Roman „des Nebeneinander" hervor, der nicht bloß Einzelne, der nicht bloß das deutsche Volk, sondern womöglich alle civi-

lisirten Völker gewinnen will, damit sie sich im Geiste Eins wissen, und den Geist Gottes über die Erde verbreiten. Wir sprechen seit Goethe's großer Hinterlassenschaft soviel von einer Weltliteratur. Gutzkow's «Ritter vom Geiste» wären ganz dazu geeignet, die Weltliteratur allen gebildeten Völkern zum Bewußtsein zu bringen, sie alle unter den Bannern des Geistes zu versammeln, um in allem Guten, Wahren, Schönen erobernd vorwärts zu gelangen, auf daß sie nicht mehr stritten um das Mein und das Dein, auf daß sie in der Literatur nicht bloß trockenes Notizenwesen, flüchtige Unterhaltung suchten, sondern die Erstarkung zu einem neuen Menschenthum durch die Macht des Geistes.

Der Gährungsproceß der Zeit hat auch unsern Rittern nichts erspart, aber schon wird auch der goldene Wein des Geistes unter ihnen verabreicht. Möchte, verehrtester Freund — dies wünschen Sie mit mir —, möchte die neue Sündflut bald verronnen sein, und der Wein des Geistes überall unter den neuen Menschen kreisen, nicht zu Luculliſchem Genuß, sondern zu jener Feier der Werke des Tages, zu der Alle berufen sind!

Nachwort.

Wen stimmte es nicht heiter, und berechtigte es nicht zu tausend Hoffnungen für sein Volk und die Menschheit, wenn er am Ende des Jahres, noch voll vom Weihnachtsgefühl wie ich jetzt, den kürzesten Tag wieder überwunden hätte?

Eine Schrift über Gutzkow's Roman «Die Ritter vom Geiste» hat, wie das Nachwort, wie der Roman selbst, eine Beziehung auf den kürzesten Tag, die Verheißungen des Weihnachtsfestes, den Umschwung des Jahres. Es soll mit jedem Menschen, mit den Völkern, es soll mit unserm ganzen Geschlechte noch ganz anders werden, wie es bis dahin gewesen ist. Nur keine mattherzigen, pessimistischen Vorurtheile mitgebracht, wie sie nicht einmal des Verstandes, geschweige des Herzens,

nun gar des Geistes würdig sind. Alle Gebote und Verheißungen der Religion, alle Hebel, Kräfte und Einsichten der menschlichen Vernunft arbeiten daran, daß es anders werde als bisher auf unserm Planeten. Alle Reichthümer der Natur, die jetzt schneller verbreitet werden denn je, alle Schätze der bereits erworbenen Bildung sind sprechende Beweise dafür, daß es anders werden könne. Keinen mächtigern Anbahner für das Bessere und Beste aber hat der Geist als das Wort. Wenn Einsicht und Tapferkeit des Geistes sich mit dem Worte verbinden, so kann ihnen nichts auf die Länge widerstehen. In dem Worte ruht und bewegt sich eine erlösende Allgewalt. Das Ritterthum vom Geiste, wenn es mit der Sprache sich bewaffnet, wird jenen Punkt, den Archimedes schon gefordert, endlich doch erreichen, um wenigstens die Menschheit aus ihren rostigen Angeln zu heben, aus ihrer bisherigen Bahn zu befreien, in eine gottesnähere sie zu reißen. So wird es dem Ritterthum vom Geiste vorbehalten sein, den kürzesten Tag in den längsten zu verwandeln, das ganze Leben zu einem geweiheten zu machen, und das neue Jahr in ein ewiges Heute umzusetzen.

Man möge den Verfasser vor allem in denjenigen Partien seiner Schrift nicht misverstehen, in welchen

er des Speciellern auf eine Neugeburt der menſchlichen Geſellſchaft hindeutet. Es iſt von ihm nirgend auf eine engherzige Polemik, bei der am wenigſten im Reiche des Geiſtes etwas herauskommt, abgeſehen. Man muß auch gegen das Beſtehende gerecht ſein, um das Kommende zu gewinnen. In dem beſtehenden Staate und der beſtehenden Kirche, wenn es ihnen nur irgend noch um die Aufrechthaltung der göttlichen Ordnung, um die ideellen Heiligthümer zu thun iſt, wird immer das Reich Gottes im Keime ſchon enthalten ſein. Man darf jener beiden ſelbſt wegen deren Mängel nicht verſchweigen, aber man muß ſie als beſtehende auch ehren. So allein gedeihen wir weiter. Wo ſolche Freiſinnigkeit, die freilich noch immer zu dem Seltenſten des Seltenen gehört, nicht ausgeübt wird, da wird alle Reform ſchon im Mutterleibe verpfuſcht. Das Weib, in dem ſich ein neues Leben bildet, hat unter allen Umſtänden Heiligkeit in Anſpruch zu nehmen. Schicket euch an, den neuen Weltbürger würdig zu empfangen, ihn würdig zu erziehen, aber — ehret auch die Mutter! In der bloßen Anfeindung und Zerſetzung hat ſich noch immer der eigentliche Mangel an aller Productivität kundgegeben. Dies möge ſich auch eine gewiſſe Schicht unſerer heutigen Kritik merken. Warum traut man der Verſtändigung auf dem

Wege freimüthigen Gedankenaustauſches noch immer ſo wenig zu? Weil man den Vater des Gedankens, den Geiſt, noch immer nicht genug achtet, kaum an ihn glaubt. Warum hat man keine Freude an der Herrlichkeit des Lebens, an der Schönheit des Kunſtwerks? Weil man zu ſchwunglos, zu frivol geworden iſt, um in Gott die Quelle alles Lebens zu ſchauen; weil man nur ſich will, und ſich in der Zerſtückelung deſſen gefällt (wie Knaben in der Thierquälerei) was Andere hervorbringen.

Den Ausdruck: Reich Gottes, auf welches das Ritterthum vom Geiſte hinzuarbeiten hat, möchte ich mir in meiner Schrift um keinen Preis rauben laſſen. Es iſt der umfaſſendſte Ausdruck von allen, es iſt diejenige Zukunft der Erde, in welcher der doppelte Triumph des wahrhaften Staats und der wahrhaften Kirche zur einheitvollen Erſcheinung kommt, in welcher beide nicht getilgt ſind, ſondern ihre unvergängliche Blüte und Frucht zugleich erreicht haben. Man durchdringe das Chriſtenthum nur erſt bis auf ſeinen tiefſten Grund, man ziehe nur erſt alle die Conſequenzen, welche aus dieſem Grunde folgen, und man wird ſich davon überzeugen, daß keine irgendwie weſentliche Geſtalt der Menſchheit dabei zu kurz kommt, daß China und Indien, daß Judenthum und Hellenismus

nebst Islam, daß Katholicismus und Protestantismus, daß Wissenschaften und Künste, und welche Wunderbildung der Baum der Menschheit je getrieben haben mag, oder noch treiben wird, in Poesie und in Prosa, dabei zu ihrem ewigen Rechte gelangen. Es war für mich eine große Genugthuung, daß ich mich (nach Absendung meines Manuscripts an den Druckort) davon überzeugte, wie auch der unvergleichliche Leibniz auf eine solche Zukunft der Erde in den Grundzügen seines Philosophems hingearbeitet hat. Auch erinnere ich hier an das zukunftsvolle Wort Schelling's von einer Johanneischen Kirche. —

Der geneigte Leser wolle es nicht übersehen, daß diese Schrift über «Die Ritter vom Geiste» in Briefen abgefaßt worden ist. Diese Form ist hier kein bloßes Aushängeschild, sondern aus einem inniggehegten Bedürfnisse des Gemüths hervorgegangen. Ich gestehe, daß gehaltvolle Briefe zu empfangen, sie womöglich auch zu schreiben, einer der Hauptlebensreize für mich ist, eben weil im Briefe Alles zur Sprache gebracht werden darf, der Ausdruck nicht lange abgewogen zu werden braucht, Uebergänge in die verschiedensten Tonarten erlaubt sind, und zumal weil hier, außer der Aufhellung, auch der Wärme

des Gemüths, auch dem Frohgefühl und dem Enthusiasmus des Schönheitssinnes alle Aeußerungen erlaubt sind. Es ist charakteristisch für die Deutschen, daß keine Literatur reicher an lebensvollen, aus der Wirklichkeit hervorgegangenen Briefen ist, als die ihre, daß sich aus ihnen ein Verkehr höherer Art aufbaut, als ihn die heutigen Situationen des unmittelbaren Umgangs meistens zuzulassen pflegen. Ich gestehe, daß ich jede meiner Schriften, sogar jede Vor- wie Nachrede, gern wie einen Brief betrachte, den ich an die Nation, an die Kritik richte; daß ich die Liebe nicht zu unterdrücken weiß, welche ich für beide empfinde, wiefern sie sich auf höhere Fragen einlassen, höhere Fragen zu würdigen geneigt sind. Jeder Brief der Art, sollte ich meinen, wäre wol der Antwort nicht ganz unwerth. Wie lange aber muß man in unserer Zeit oft auf Antwort warten. Ich selbst habe mir Vorwürfe zu machen, wie gern ich sonst Briefe schreibe, manche Frage obigen Sinnes noch nicht beantwortet zu haben. O, wir schwerfällig hinlebenden Menschen! Und doch, welcher fruchtbare Verkehr könnte sich gewinnen lassen, wenn wir allemal treu und rüstig in der Antwort wären! Freilich besser noch immer keine Antwort als eine flache, als eine schnöde, als eine solche, die auf unsere inhalt-

reichste, heiligste Begeisterung mit einem kritischen Achselzucken, mit einer eisigen, malitiösen Mäkelei antwortet. Wahrlich, das Eis des December vermag uns eine köstliche Abkühlung nach der Glut des Sommers, nach der Hitze der Arbeit zu gewähren; aber das Eis einer dünkelhaften Kritik vermag uns auf lange Zeit zu erkälten, daß wir kaum wieder aufthauen. Doch — genug von diesen Eissorten.

Meine Schrift über Gutzkow's «Ritter vom Geiste» knüpft sich an eine Reihe von größern und kleinern Arbeiten ähnlicher Art, Arbeiten, in denen ich allen Bessern und mir einigermaßen genügen wollte in der selbstschöpferischen Durchdringung und Anschauung dichterischer Werke, mit der Betheiligung des ganzen innern Menschen an ihrer Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. So schließt sich diese Schrift zunächst meinem Buche: «Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart» (Stuttgart und Tübingen 1848), und einem andern: «Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts» (Mainz 1854) an. Der Leser wolle die gegenwärtige mit den beiden frühern Schriften vergleichen, und er wird finden, daß alle drei aus demselben Princip, mit der-

selben Wärme einer optimistischen Weltanschauung gearbeitet sind.

Vorliegende Schrift über «Die Ritter vom Geiste» ging aus einer unendlichen Freude, aus einer festen Ueberzeugung und aus einem tiefen Schmerze als eine Nothwendigkeit hervor. Die Freude war die Trefflichkeit und der unerschöpfliche Reichthum des Gutzkow'schen Romans; die Ueberzeugung die, daß ein so gediegenes Werk mit der lockern Bezeichnung eines bloßen „Zeitgemäldes" auch nicht entfernt gewürdigt worden sei, daß man sichs im Ernste eingebildet habe, der Ernst mit einem Ritterthum vom Geiste sei ein bloßer Scherz, und es dürfe mit uns Menschen des 19. Jahrhunderts Alles beim Alten bleiben; der Schmerz aber war der, daß «Die Ritter vom Geiste» längst erschienen seien — in der dritten Auflage, nach der ich stets citirt habe, sind die geschmackvollsten Veränderungen von der Hand des Verfassers wahrzunehmen —, daß das deutsche Publicum sie zwar fleißig gelesen habe, daß aber in Deutschland und unter den Deutschen noch sehr Vieles völlig beim Alten sei, und das Ritterthum von der Materie und vom bloßen Ahnenthum eben wieder Epoche mache.

Dennoch wird es besser werden. Mein Glaube an die Menschheit hat mit dem Studium des

Gutzkow'schen Romans sich um Vieles befestigt; denn wo auch nur eine solche Stimme laut werden konnte, da muß der Fortschritt bis zur Vollendung außer Zweifel sein.

Königsberg in Ostpreußen,
im December 1855.

Alexander Jung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

53041065

Briefe

über

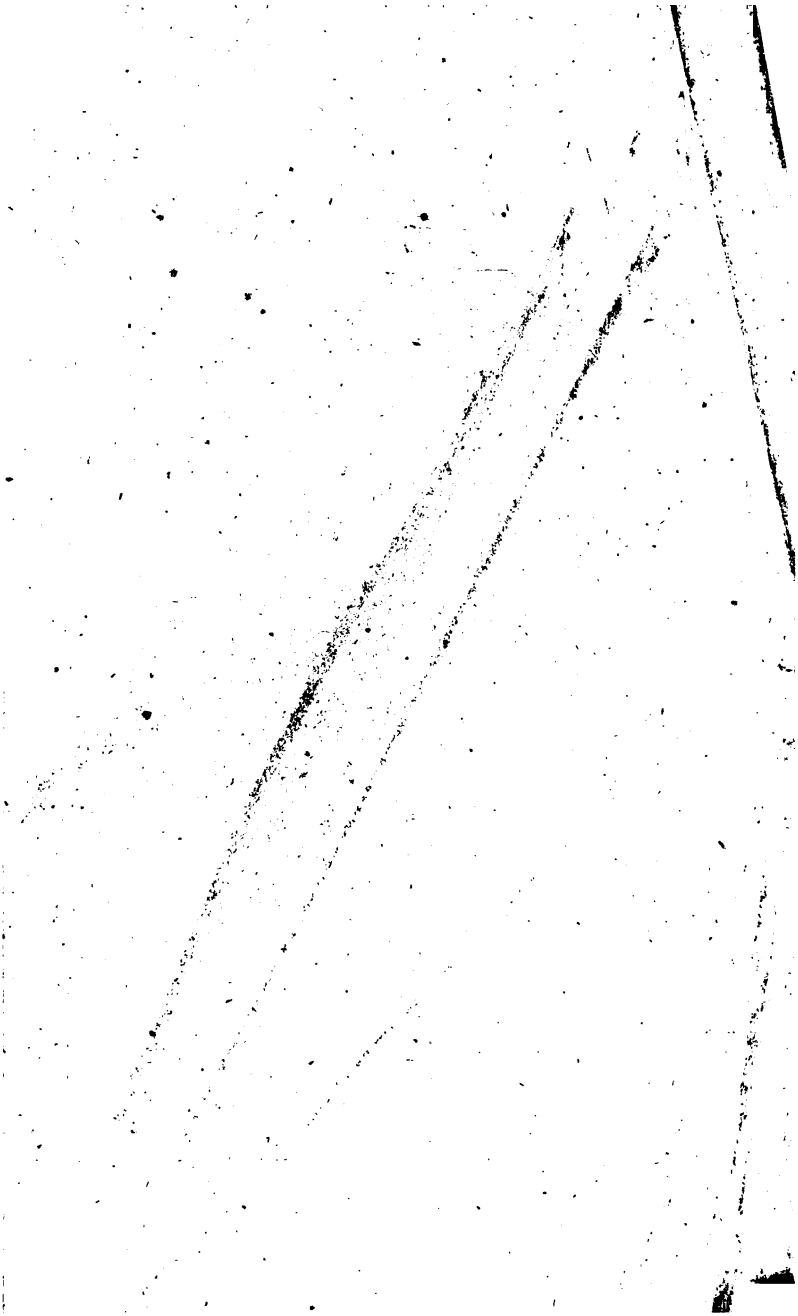
Gutzkow's Ritter vom Geiste.

Von

Alexander Jung.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.



Karl Gutzkow's Schriften.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen
sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern von **Karl Gutzkow**. Dritte Aufla
Neun Bände. 8. Sechs Thaler.

Dieser gestaltenreiche, lebensvolle Roman, ein Zeitgemälde von geschichtliche
bleibendem Werthe, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern de
Literatur überhaupt, wovon rasch zwei Auflagen verbreitet wurden. Er jetzt
vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage vollständig erschienen, und
zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise. Durch diese Volks
gabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk dem Pr
besitze noch mehr zugänglich gemacht zu sehen. Auch elegant **gebundene** Exe
des Werks sind (im Preise von 8 Thlr. 20 Ngr.) durch alle Buchhandlungen zu erh

Karl Gutzkow's Dramatische Werke

Erster bis achter Band. 8. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Die **Dramatischen Werke Gutzkow's**, wovon acht Bände erschienen (die
Stücke auch einzeln in besondern Ausgaben), enthalten, zum Theil in zweite
dritten Auflagen: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schu
Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das
des Tarbäne. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweb
VII. Vieslä. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und S

Außerdem erschienen in **Miniatur-Ausgaben**:

Zopf und Schwert. Lustspiel in fünf Aufzügen von **Karl Gutz**
Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel von **Karl Gutzkow.** Geheftet 20
Gebunden 24 Ngr.

Den zahlreichen Freunden dieser Dramen wird es erwünscht sein, Aufzeichn
mit den Miniatur-Ausgaben deutscher Dichter in elegantester Ausstattung
gereiht zu sehen.

Vermischte Schriften von Karl Gutzkow.

Vier Bände. 8. 5 Thlr. 25 Ngr.
Der vierte Band a. u. d. T.: **Vor- und Nachmärzliches.**
8. 1 Thlr. 10 Ngr.

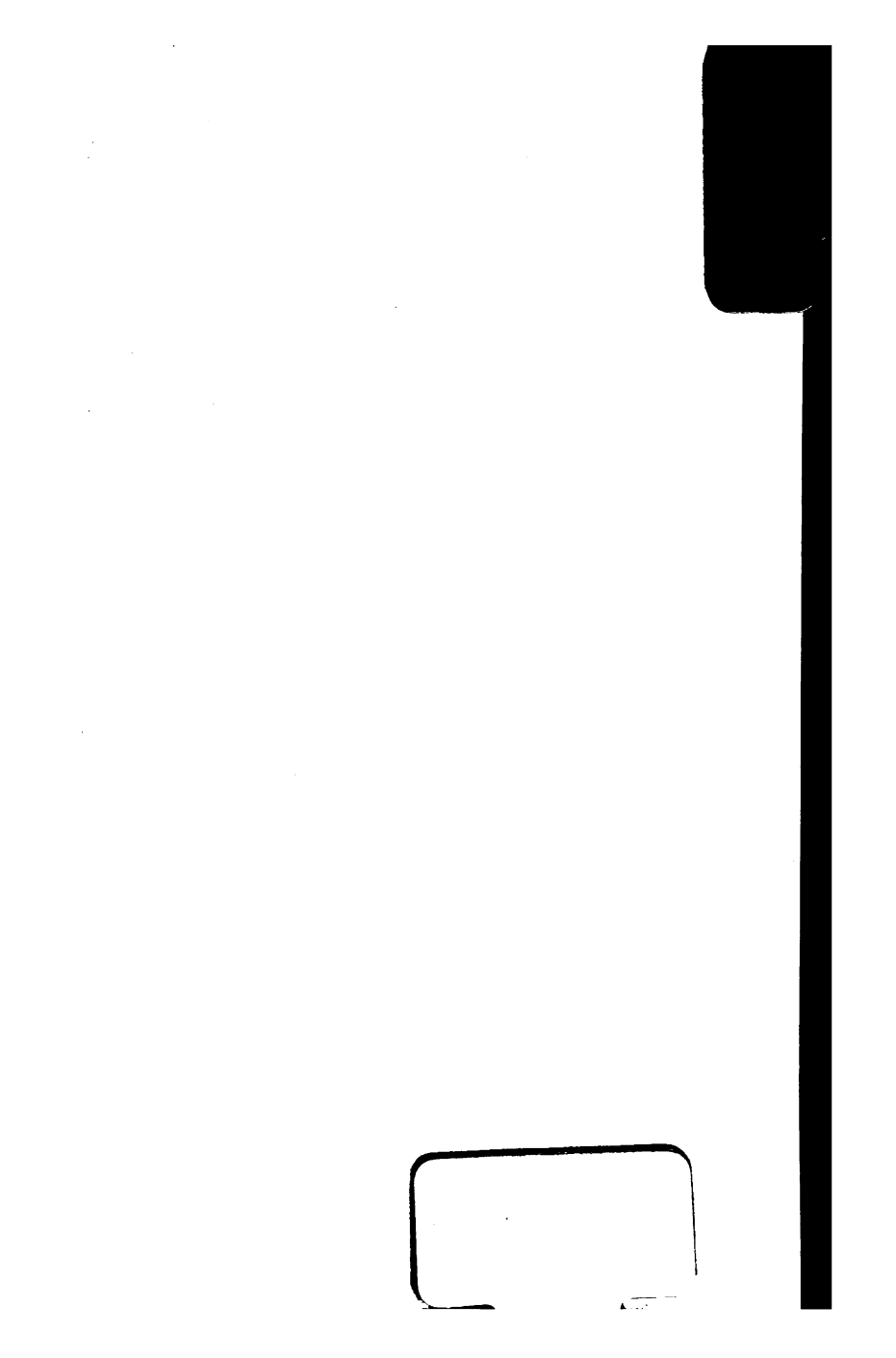
Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Wöchentlich ein Bogen. 8. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

In den drei Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenschrift unter **Gutzk**
Leitung zu einer der **gediegensten, interessantesten** und **gelesensten Zeitschr**
Deutschlands entwickelt; sie ist ein **Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publi**
Deutschlands geworden und hat sich in Tausenden von Familien fest eingeb
Mit dem **vierten Bande** (dem ersten Bande der Neuen Folge) erscheint das Bl
größerm Format und **eleganterer Ausstattung.** In dieser seiner neuen
wird dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern gewiß viel neue Freunde gewi

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsh
statt. Der Preis beträgt **vierteljährlich 20 Ngr.** Unterzeichnungen werden
allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Die **ersten drei Bände** der Zeitschrift, die sich ihres bleibenden Werthes
auch zur Anschaffung in Buchform eignet (geheftet jeder Band 2 Thlr. 8 Ngr., ei
gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.) sind durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.